

Wege (in) der Zürcher Landeskirche 1962–2012

Ein subjektiver Rückblick auf die letzten 50 Jahre



*Josua Bösch (1986)
Friedens-Ikone
,Die Auferstehung des Judas'*

Samuel Jakob beendet Ende 2012 nach 30 Jahren seine Tätigkeit in der Zürcher Landeskirche. 1982–1989 Projektleiter der ‚Zürcher Disputation 84‘, war er bis 1996 am Institut für Erwachsenenbildung als Studienleiter tätig. Dies mit den Schwerpunkten: Besuchsdienst, Enneagramm, Glaubensseminar, ab 1990 Aufbau der Behördenschulung. Seit 1996 verantwortlich für die ‚Fachstelle Behördenschulung und Beratung‘ in der Abteilung Gemeindedienste (jetzt Gemeindeentwicklung).

Er hält im Folgenden persönlich Rückschau auf diesen Zeitraum und wichtige Ereignisse der Zürcher Kirche, speziell solchen, an denen er beteiligt war. Er nimmt dazu – an manchen Stellen auch pointiert – Stellung. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Objektivität. Der Text mündet in Ausblicke auf die Zukunft der Zürcher Kirche und auf die gegenwärtige spirituelle und kirchliche Situation allgemein.

*Dankbar gewidmet
den zur Zeit 1244 reformierten Kirchenpflege-Mitgliedern
und den 85 Mitgliedern der Bezirkskirchenpflegen
im Kanton Zürich*

Die 80er-Jahre und die Zeit davor

1981 beschloss die Kirchensynode die Durchführung des Projekts ‚Zürcher Disputation 84‘. Dieses Projekt hatte zwei Wurzeln: Einmal wurde es von einer freien Gruppe von vier Persönlichkeiten angeregt, im Nachgang zur kantonalen Initiative zur Trennung von Kirche und Staat 1977. Diese war zwar vom Stimmvolk ‚wichtig verworfen‘ worden (so die damalige Formulierung), es zeigte sich jedoch der Bedarf, sich über dringend gewordene Fragen zum Selbstverständnis und zur Ausrichtung der Kirche zu verständigen. Und zwar nicht wie in der letzten grossen Visitation von 1963, in welcher Kirchenpflegen und Pfarrpersonen über den Stand des kirchlichen Lebens befragt worden waren.¹ Vielmehr sollte eine demokratisch breit abgestützte Diskussion durchgeführt werden, in welcher die Stimme des Kirchenvolkes möglichst repräsentativ zum Zuge kommen sollte. Robert Leuenberger (Prof. theol.), Werner Gysel (Grossmünsterpfarrer), Hanno Helbling (Feuilletonchef der NZZ) und Hans Würigler (Prof. und Leiter der Konjunkturforschungsstelle an der ETH und Präsident des Boldernvereins) gehörten zu dieser – später als ‚Viererbande‘ bezeichneten – Initiativgruppe. Parallel dazu trug sich der damalige Rektor des Evangelischen Lehrerseminars Unterstrass und Kirchenrat, Werner Kramer, mit der Idee, aus Anlass des Jubiläums von Huldrych Zwinglis 500. Geburtstag im Jahr 1984 ein breit angelegtes Diskussions- und Reformprojekt im Hinblick auf die Erneuerung der Kirche durchzuführen. Dies in bester Erinnerung an die ausserordentliche ‚Synode 72‘ der katholischen Kirche (Bistum Chur), an der er als reformierter Beobachter und Vertreter des Zürcher Kirchenrates teilgenommen hatte. Diese wiederum hatte (wie ähnliche Projekte in andern Bistümern und Ländern) dem Ziel gedient, die Errungenschaften des 2. Vatikanischen Konzils der katholischen Kirche in die lokalen Kirchen umzusetzen. Und dabei das normale Kirchenvolk mitzubeteiligen, das sich diese Gelegenheit nicht entgehen liess. Das Schlagwort des ‚aggiornamento‘ des Konzilsvaters Johannes XXIII hatte 1962 – vor genau 50 Jahren – eine nachhaltige Aufbruchsstimmung weit über die katholische Kirche hinaus ausgelöst. Auf sie berufen sich auch heute noch viele seither Enttäuschte.

Die damalige Zeit baute – noch ganz im Geist der 68er-Jahre – auf basisdemokratische und innovativ ausgerichtete Beteiligungsprozesse. Man spürte in den frühen 80er-Jahren auch noch die selbstbewusste kirchliche Laien-Bewegung, die auf Boldern nach dem 2. Weltkrieg oder etwa durch die grosse landeskirchlichen Aktion ‚Zürich wohin?‘ (1956) entstanden war – und sich in eindrücklichen Teilnehmerzahlen der neuen ‚Kirchlichen Erwachsenenbildung‘ niederschlug. Diese theologisch selbstbewussten („mündigen“) Laien waren durch den grossen Theologen der Zürcher Kirche, Emil Brunner (1889–1966) inspiriert, der sich auch als ihr aktiver Mentor betätigte. Im Zusammenhang der Zürcher Disputation wurde das 1959 im Zwingli-Verlag erschienene und dazu passende Buch von Hendrik Kraemer ‚Theologie des Laientums‘ wieder entdeckt und im TVZ neu aufgelegt.

Die ‚Zürcher Liturgie‘ und ihr Weg

1965 heckte die Zürcher Liturgiekommission die 5 Schritte aus, die seither als ‚Zürcher Liturgie‘ bekannt wurde. Der Zürcher Komponist Adolf Brunner² und der Organist Edwin

¹ S. dazu ‚Dienst der Kirche in unserer Zeit – Gesamtbericht der Kirchenvisitation 1963–1964, im Auftrag des Kirchenrates verfasst von a. Dekan Pfr. Heinrich Gubler‘ (1966).

² Der Thalwiler Adolf Brunner (1901–1992) war während des Zweiten Weltkriegs einer der führenden Köpfe des ‚Gotthardbundes‘, einer überparteilichen antifaschistischen Bewegung. Von 1948 bis 1960 war er hauptamtlicher Leiter der Abteilung ‚Politik und Aktuelles‘, sowie Initiator der Sendung ‚Echo der Zeit‘ bei Radio Zürich. (Diese Sendung ist die einzige bei Radio DRS, die bis heute ihren ursprünglichen Namen behalten hat.)

Nievergelt gelten als ihre Erfinder. Die schweizerische Liturgiekommission war nicht erfreut über den Zürcher Sonderweg³. Die Zürcher Liturgie führte lange einen Dornröschenschlaf, weil sie zwar publiziert, jedoch in der Pfarrrschaft nicht eigentlich eingeführt worden war. Dies war erst das Werk von *Hans-Jürg Stefan*, der als Nachfolger von *Edwin Nievergelt* am Institut für Kirchenmusik diesen Grundraster – mit den Schritten *Sammlung-Anbetung-Verkündigung-Fürbitte-Sendung* – mit vielen, zum Teil ungewohnten Gestaltungsmöglichkeiten füllte; dies insbesondere auch anlässlich der Zürcher Disputation und der Schweizerischen Evangelischen Synode (s. unten) und etlicher ihrer Gottesdienste. Im neuen Reformierten Gesangbuch 1998 kam diese Zürcher Liturgie schliesslich zum schweizerischen Durchbruch als *Reformierte Liturgie* (vgl. RG 150–153). Dass das neue Gesangbuch eine grosse stilistische Vielfalt aufweist und eine grosse Anzahl ökumenischer Lieder führt, geht ebenfalls wesentlich auf ihn – und auf Impulse beider Reformbewegungen – zurück. Und erinnert heute an Zeiten, in denen die Ökumene kräftige Fortschritte machte, bevor Rom mit dem Ende der eucharistischen Gastfreundschaft einen neuen und bis heute andauernden ökumenischen Frost einläutete.

Emil Brunner, Karl Barth und die andern

Die kirchlichen 80er-Jahre waren noch geprägt von engagierten theologischen Debatten in der Pfarrrschaft. Die Anhänger Brunners (der die Erfahrung betonte) und *Karl Barths* (welcher religiöser Erfahrung ein kritisches, ja schroffes ‚*Nein!*‘ – so der Buchtitel (1934) seiner Antwort an *Emil Brunner* – entgegenschleuderte) standen sich ebenso pointiert gegenüber wie die religiös-sozial Ausgerichteten (mit ihren unvergessenen Zürcher Leuchtsternen *Leonhard Ragaz* und *Hermann Kutter*) den Vertretern der Liberalen Theologie (die sich im Lavaterhaus trafen und mit der Organisation ‚Kirche wohin?‘ sympathisierten, welche ‚linkslastige‘ Tendenzen bekämpfte) – und diese alle wiederum gegen die damals noch wenigen Evangelikalen. Die Fetzen flogen. In aller Regel gehörten Pfarrerrinnen und Pfarrer einer theologischen Richtung an. Neuerdings gab es auch noch die Vertreter der Hermeneutischen Theologie im Gefolge *Gerhard Ebelings*, und die mehr tiefenpsychologisch Orientierten im Gefolge von *Walter Berner*. Um die Identität der Kirche wurde jedenfalls heftig gerungen und gestritten. Und plötzlich mischte sich hier auch noch die feministische Theologie kräftig ein: Nach heftigen Reaktionen auf einem provokativen Karfreitags-Text 1983 der jungen Pfarrerin *Gina Schibler* im Zürcher ‚Kirchenboten‘ schossen Frauengruppen im ganzen Kanton wie Pilze aus dem Boden und brachten neue Töne in die ansonst von Männern dominierten Debatten (Pfrn. *Leni Altwegg*, die als ‚zu links‘ in einer Kampfwahl nicht in den Kirchenrat gewählt wurde, und die Boldern-Theologin *Marga Bühlig*⁴, waren fast die einzigen profilierten weiblichen Ausnahmen).

Bereits damals beklagten sich die Pfarrer über den ‚*Wasserkopf Zürich*‘, und dass ‚*der Kirchenrat mit immer neuen gesamtkirchlichen Stellen den Gemeinden ihre guten Pfarrer entziehe, die man gerade so gut in den Zürichsee werfen könne*‘ (so der damalige Synodale und *Dekan Walter Angst* anlässlich der Novembersynode 1981 unter grossem Applaus, als es um die Durchführung der Disputation 84 und eine Projektleitungsstelle ging). Man beklagte sich auch über die Papierflut aus Zürich, ‚*die umgekehrt proportional zu den steigenden Kirchenaustritten wachsen würde*‘. Die interne Idee eines einjährigen Papier-Moratoriums – angesichts des Untertitels der Zürcher Disputation: ‚*Unsere Kirche besinnt*

³ Im Vorwort der 1966 im Zwingli-Verlag publizierten ‚Zürcher Gottesdienstordnung‘ schrieb der damalige Kirchenratspräsident, Robert Kurtz, dass ‚*der vorgelegte Entwurf auch einen wohldurchdachten Beitrag für ein Deutschschweizerisches Liturgiebuch darstellt*‘.

⁴ 1983–91 Mitglied im Präsidium des Ökumenischen Rates der Kirchen.

sich‘ sinnvoll – und sich an Stelle von Postversänden gegenseitig zu besuchen, überlebte freilich nicht. 1986 wurde dafür die Mitarbeiterzeitschrift *notabene* ins Leben gerufen; dies mit dem erklärten Ziel, damit die Flut der unzähligen Einzelversände einzudämmen.

Die D84: ‚Beteiligungskirche‘ im Zeitalter des Pluralismus

Der mit der Disputation 84 angestrebte repräsentative Querschnitt der zu beteiligten Kirchenmitglieder wurde zwar quantitativ klar nicht erreicht, qualitativ hingegen in einer eindrucklichen Breite, die jedoch auch viele Spannungen mit sich brachte. Alle politischen Parteien, andere Konfessionen und Religionen, auch Freidenkerorganisationen und aus der Kirche Ausgetretene wurden kontaktiert und delegierten Interessierte, z.T. als sog. ‚Beobachter‘. Über 2500 Mitglieder und Menschen am Rand der Kirche beteiligten sich 1984–85 an den 12 unterschiedlich organisierten Bezirks-Disputationen. 180 davon engagierten sich anschliessend als Delegierte an den 13 zum Teil zweitägigen Sessionen der kantonalen Disputationsversammlung, welche in vorgängiger intensiver Kommissionsarbeit die Eingaben aus den Bezirken verarbeitete, in ausgeklügelten Verfahren parlamentarisch debattierte und schliesslich in 37 Vorlagen verabschiedete. Der blaue Band ‚*Zürcher Disputation 84 – Beiträge zur Erneuerung der Kirche*‘ (TVZ 1986) dokumentiert einerseits die inhaltlichen Ergebnisse. Jedoch fast ebenso umfangreich auch die methodisch neuen Verfahren, die dabei ausprobiert und gemeinsam entwickelt wurden, damit die Debatten als Dialog gegenseitigen Lernens, achtsamen Reflektierens und ganzheitlichen Feiern statt bloss der gewohnten parlamentarischen Verfahren mit Taktieren um Mehrheiten ablief. Die Spannweiten und auch die Spannungen, die dabei zu gestalten waren, waren enorm, wurden jedoch als Herausforderung angenommen und kreativ gelöst. Es zeigte sich gerade darin, dass und in welchen Formen, in welcher Haltung und in welcher Atmosphäre Begegnungen, Dialog und gottesdienstliches Feiern in der Kirche möglich sind, die dem ganzen Pluralismus Rechnung tragen und aus diesem heraus gemeinsam gestaltet werden. Und wie das zu und her geht, wenn sich Menschen aller Schattierungen und theologischer Ausrichtung auf gegenseitiger Augenhöhe einbringen und mitverantwortlich beteiligen. In offener, und gerade darin voneinander lernenden Auseinandersetzung, und sich dabei gleichzeitig als Such und Weggemeinschaft zu verstehen und erleben. Man spürte nochmals etwas von einer Laienbewegung. Aber ebenso spürbar wurde im Übergang zu den 90er-Jahren, dass der Reformwind drehte, und ein neues gesellschaftliches Klima Oberhand gewann, auch in der Kirche. Nebst Realismus, Pragmatismus und einem neuen Schub Materialismus brachte er auch klar restaurative Pendelausschläge mit sich. Dabei wurde viel Idealismus ernüchert, zu Recht wie zu Unrecht. Die D84 war mit ihren vielen und zum Teil auch aggressiven Vorstössen über die Jahre auch zu einem Reizwort im Kirchenrat geworden, das man nicht mehr hören mochte.

Die Schweizerische Evangelische Synode SES

Parallel zur Idee einer Zürcher Disputation entstand 1981 im schweizerischen Protestantismus eine parallele Initiative: die SES. Sie war kein offizielles Projekt (etwa des SEK), sondern ebenfalls eine freie Initiative, zu der kirchliche Persönlichkeiten wie der grosse Ökumeniker Prof. Lukas Vischer (Gründungsvater der ‚*Erklärung von Bern*‘), der international tätige Erdöl-Geologe, damaliger Zuger Kirchenratspräsident und IKRK-Exekutivrat Ruedi Jäckli ([Link](#)), oder der Appenzellers Bruno Walker, Unternehmensberater, Kirchenrat und Mitglied des Vorstands SEK, gehörten. Zusammen mit dem eigentlichen spiritus rector Michael Dähler, Pfarrer in Thun-Strättligen und später Synodalrat der Berner Kir-

che⁵, warben sie in der deutschen und französischsprachigen Schweiz für das Unternehmen und gründeten dafür einen Trägerverein. Im Gegensatz zur D84 war die SES nicht institutionell in der Kirche verankert, sondern ein freies kirchliches Unternehmen. Die Zürcher Sozialarbeiterin, streitbare Boldern-Mitleiterin und spätere Direktorin von mission 21, *Madeleine Strub*, wurde engagierte Präsidentin. Sie leitete das Unternehmen und die Sessionen, die – wie die Abgeordnetenversammlung des Kirchenbundes – an verschiedenen Orten der Schweiz durchgeführt wurden und mit ihren festlich-gottesdienstlichen Elementen auch Kirchentags-Charakter hatten. Von 1983 bis 1987 fanden 10 Synodeversammlungen mit 8 Themenkreisen statt. Nebst personellen Verflechtungen mit der Zürcher D84 wurde vereinbart, dass sich die D84 als Teil der SES verstehe und umgekehrt die SES im Kanton Zürich als D84 durchgeführt werde – und dass in der Zürcher Kirche auch die Ergebnisse der SES in die Umsetzungsaktivitäten der Landeskirche einfließen sollten.

Mit beiden Unternehmen und den Jahren bis heute hebe ich – stellvertretend für viele – die drei ‚Laiinnen‘ *Madeleine Strub*, *Irene Gysel* und *Jeanne Pestalozzi* hervor, die nicht nur in den seither von ihnen bekleideten kirchlichen Ämtern nachhaltige Spuren hinterliessen, sondern sich auch dadurch auszeichnen, dass sie theologisch in einer Tiefe und Kompetenz denken und argumentieren, die manchen FachtheologInnen⁶ mehr als das Wasser reichen.

1989 und danach: Kirchentag und Aussprachesynode

Das Jahr 1989 hatte mit dem unerwarteten Fall der Berliner Mauer nochmals Hoffnungen auf eine bessere, gewaltfreiere Welt geweckt (noch hatte in der Atmosphäre des Kalten Krieges der atomare Erst- oder Zweitschlag gedroht). Wie ein Zu-Fall hatte – auf Initiative von Carl Friedrich von Weizsäcker – zwar nicht ein Friedenskonzil, aber vor diesem Ereignis im Mai 1989 die *1. Europäische Ökumenische Versammlung ‚Frieden in Gerechtigkeit‘* der drei grossen christlichen Konfessionen⁷ des Kontinents in Basel stattgefunden – mit Beteiligung von freiheitshungrig-aufgeweckten Delegationen aus dem Ostblock, die spürbar auffielen. Dieses Fast-Konzil wurde als kirchengeschichtliches Ereignis gefeiert, an das man auch politisch-gesellschaftliche Hoffnungen knüpfte. ‚*GFS: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung*‘ lautet seither die Kurzformel dazu. Parallel dazu fand – als Frucht der Disputation 84 – zu derselben Thematik im September der *1. Zürcher Kirchentag* unter dem Motto ‚*Kirchentag-Brückenschlag*‘ statt. C. F. von Weizsäcker hielt mit ‚*Bewusstseinswandel: Erziehung – Reifung – Heilung – Umkehr*‘ dazu das eindrückliche Hauptreferat im Innenhof der Universität. Im Rückblick muss man ehrlich eingestehen, dass nur eine kleine Minderheit diese Impulse nachhaltig in die Gemeinden und

⁵ Sein Text ‚*Gemeindebau und Gemeindeleitung: Zur Rolle des Pfarramtes und des Kirchgemeinderates*‘ (2010) anlässlich der Revision der Berner Kirchenordnung ist auch für Zürcher sehr lesenswert ([Link](#), Studententext des Schweizerischen Pfarrvereins). Er skizziert aus seiner Sicht die kirchlichen Entwicklungen der letzten 40 Jahre und eine Lösung der zugespitzten Situation zur Machtverteilung zwischen Pfarramt und Kirchenpflege in den Beratungen der Berner Synode zu ihrer neuen Kirchenordnung. Sein bei anderer Gelegenheit geäussertes Bonmot: er sei zugegebenermassen ein ‚Linker‘, aber nicht wegen *Marx* und *Engels*, sondern wegen *Markus* und *Lukas*, verdient es, an dieser Stelle von diesem kürzlich früh Verstorbenen ebenfalls in Erinnerung gehalten zu werden. Er war vor allem ein zupackend und fröhlich gestaltender ‚Linker‘.

⁶ So eine neue Schreibweise in den 80-er Jahren. Der Kirchenrat erliess Ende der 80er-Jahre eine Sprachregelung zur männlich/weiblichen Schreibweise, indem beide Geschlechter, zuerst das weibliche, zu nennen sind (in diesem Fall: „Theologinnen und Theologen“).

⁷ Die orthodoxe Kirchengemeinschaft, die römisch-katholische Kirche und die in der KEK zusammengefassten protestantischen Kirchen.

ihr Leben trugen. Und dass nach dem Untergang des Sozialismus sofort der Kapitalismus mit Deregulierungsschritten auf allen Ebenen das Szepter kräftig in die Hand nahm, mit den bekannten Folgen bis heute.

Zwar erwiesen sich das 24-teilige Zürcher Bibelseminar, der 3-jährige Theologiekurs für Erwachsene, und auch das 12-teilige ‚Glaubensseminar für die Gemeinde‘ zunächst noch als erstaunliche Renner. Aber schon wenige Jahre später war es schwierig, Gemeindeglieder zu mehr als einem Kurs über 3 Abende gewinnen zu können. 1993 fand – ebenfalls in Umsetzung eines Impulses der Zürcher Disputation 84 – die 1. Zürcher Aussprachesynode statt. Sie hatte das Thema ‚*Volkskirche heute*‘ und beschäftigte sich mit dem weiterhin wachsenden Pluralismus (eine Aufzählung im Vorbereitungsdokument benennt 19 verschiedene innerkirchlich-theologische Strömungen) und den theologischen Grundlagen der Kirchenordnung von 1967. Sie endete mit der Feststellung, dass dieses theologische Profil der Zürcher Landeskirche auch angesichts der heutigen Situation sowohl klar wie gleichzeitig integrativ definiert sei. Schon die Disputation 84 hatte die Bekenntnisartikel der Kirchenordnung entdeckt. 1988 hatte *Hans Heinrich Schmid* in seiner Studie ‚*Umbau der Kirche*‘ aufgezeigt, welcher kühner und weiser Wurf die Kirchenordnung von 1967 war, und welche Prozesse dahinter standen. Viele ihrer Elemente sind auch in die neue Kirchenordnung von 2009 eingeflossen (dazu mehr unten).

Aufbruch und Disziplinierung der Frauen

Die feministische Theologie war nicht in erster Linie eine akademische, sondern eine Sache von in der Kirche engagierten Frauen, die sich sowohl in Ämter wählen liessen, als auch – z.B. in der ‚*Ökumenischen Frauenbewegung Zürich*‘, welche 2009 ihr 20-jähriges Jubiläum feierte – neue Wege des ökumenischen Kircheseins experimentierten. Zu einem Eklat und Zusammenprall mit der Männerkirche kam es im Zürcher Fraumünster, in welchem Frauen wichtige geschichtliche Zürcher Wurzeln entdeckten und wo sie bis zu diesem Eklat regelmässig ihre Gottesdienste feierten. Tragischer war das – exemplarisch anmutende – Schicksal der deutschen Theologin und Jung’schen Psychoanalytikerin *Jutta Voss*: Ihr ‚*Frauenrequiem*‘ ([Link](#)), welches an die mittelalterliche Hexenverfolgungen erinnerte, in welchem sie Elemente der Matthäuspassion von J.S. Bach mit Passagen aus dem Hexenhammer, dem zentralen Instrument der kirchlichen Inquisition verband, wurde Ende der 80er-Jahre auch zwei Mal im Zürcher Grossmünster aufgeführt. Ihr Buch ‚*Das Schwarzmondtabu. Die kulturelle Bedeutung des weiblichen Zyklus*‘ trug ihr 1990 bis 1993 ein „Lehrzuchtverfahren“ der Evangelischen Landeskirche Württemberg ein. Der damalige *Bischof Theo Sorg* liess sich nicht dazu bewegen, anstelle dieses Verfahrens, das erstmals in dieser Kirche aktiviert wurde (das Reglement enthielt nur männliche Formulierungen!), die Chance zu ergreifen, um als erste Kirche Europas die Schuld gegenüber abertausenden unschuldig ermordeter Frauen zu bekennen⁸ und trotzdem mit *Jutta Voss* die anstehenden theologischen Differenzen auszutragen. Das Verfahren endete mit ihrer Exordination, allerdings ohne dass die württembergische Kirche ein Urteil fällen musste: *Jutta Voss* wurde derart krank, dass sie ihre Ordination ‚freiwillig‘ zurückgab! Im Rück-

⁸ In dieser Zeit begann Papst *Johannes Paul II* sich der Schuld der Kirche in der Vergangenheit zuzuwenden. Er hatte anlässlich der 500-Jahrfeier zur Entdeckung Amerikas 1993 ein für alle erstaunliches Schuldbekenntnis gegenüber den amerikanischen Indianern abgelegt und sogar die Religion dieser Ureinwohner gewürdigt. Gegen den Widerstand des Kardinalskollegiums (insbesondere *Joseph Ratzinger!*) hat er sich weiten Vergehen und Verbrechen der Kirche zugewandt. Er hat in seiner langen Amtszeit insgesamt 25 spezifische Schuldbekennnisse abgelegt, die in sieben grossen Schuldbekennnissen anlässlich der grossen Osterfeierlichkeiten im Millennium-Jahr 2000 kulminierten.

blick frage ich mich, weshalb die damals starke Frauenbewegung nicht mehr Solidarität zeigte.

Schritte der Versöhnung mit den Täufern

1983 kam es – aufgrund einer längeren Vorgeschichte⁹ – als Abschluss eines zehnjährigen Dialogs zwischen dem Reformierten Weltbund und dem Baptistischen Weltbund zu einem gemeinsamen Gottesdienst am 5. März im Grossmünster, an welchem der damalige Kirchenratspräsident, *Ernst Meili*, ein Schuldbekenntnis in Form eines Gebetes aussprach, in welchem er das Unrecht, das in der Zeit der Reformation gegenüber den Täufern geschehen war („Verfolgung, Unterdrückung, Hinrichtung und Ausweisung“), vor Gott brachte. Dies war Ausgangspunkt, dass auch ein offizieller Dialog zwischen dem Reformierten Weltbund und der Mennonitischen Weltkonferenz begann, der weitere Stationen mit sich brachte. Er mündete am 26. Juni 2004 in einen Schritt, in welchem Repräsentanten des SEK, des Reformierten Weltbundes und *Ruedi Reich* als Präsident des Zürcher Kirchenrates die Lehrverurteilungen der Zürcher Reformation über die Täufer im *Zweiten Helvetischen Bekenntnis* offiziell als für die Gegenwart nicht mehr geltend bezeichneten. Als Symbol dafür wurde an diesem Tag in Zürich ein Gedenkstein eingeweiht an der Limmat, in welcher so mancher Exponent der Täuferbewegung während der Zeit der Reformation durch die weltliche und kirchliche Zürcher Obrigkeit ertränkt worden war. Auf das von der reformierten Seite vorgetragene Anliegen, im Gottesdienst im Grossmünster als Zeichen der Versöhnung nun auch das Abendmahl gemeinsam zu feiern, reagierten jedoch einzelne Delegationen mennonitischer, amischer und quäkerischer Gemeinden aus den USA zurückhaltend. Sie hielten die Zeit dazu noch nicht für gekommen.

Strukturreform 1995 der Gesamtkirchlichen Dienste

Die Gesamtkirchlichen Dienste bewegten sich damals als praktisch freie Unternehmen im Gelände der Zürcher Kirche. Mehrere Organisationsentwicklungs-Anläufe scheiterten an den ‚*unführbaren Raubritterburgen*‘, wie ein prominenter Zürcher Berater der ersten Garde, der sich ebenfalls die Zähne an ihnen ausgebissen hatte, die verschiedenen Sonderpfarrämter und Institute bezeichnete. Die meisten waren in den 60er-Jahren gegründet und von markanten Pionieren geführt worden, bis diese ab Ende der 80er-Jahre pensioniert und abgelöst wurden (*Jakob Kobelt*: Institut für Kirchenmusik, *Theophil Vogt*: Institut für Erwachsenenbildung, *Adolphe Trüb*: Institut Kirche und Wirtschaft, *Hans Eggenberger*: Katechetisches Institut etc.).

Verbunden mit einer ersten Sparrunde (Vorgabe war eine 20-prozentige Stellenreduktion) wurde eine Strukturreform durchgeführt, welche die über 20 divergierenden Einheiten in 7 ‚Abteilungen‘ überführte. Teamkulturen, auch Co-Leitungsmodelle wie in der *akim*, (der kirchlich-zürcherischen Ausbildung von Mitarbeitenden im diakonischen Bereich, gegründet von einem weiteren Pionier: *Marc Kohler*), die sich als zukunftsweisendes Modell verstanden hatten, verschwanden. Es wurden klare Leitungsstrukturen definiert und horizontale Arbeitsprozesse durch vertikale abgelöst. Insgesamt ein grosser und radikaler Kulturwandel. Es gab Stimmen, die dies als nicht mehr reformiert (sondern bestenfalls ‚lutherisch-zentralistisch‘) empfanden. Diesen standen jedoch andere entgegen, die die Gesamtkirchlichen Dienste nun weniger als ‚Kakophonie‘ mit zum Teil divergierenden strategischen Ausrichtungen empfanden. Zwar hatte der Kirchenrat schon seit den 80er-Jahren jeweils ein 4-Jahres-Programm mit Legislaturzielen definiert. Seit Ende der 90er-Jahre sind diese von Amtsdauer zu Amtsdauer präziser operationalisiert und auch entsprechend

⁹ Siehe dazu Peter Dettwiler: *Schritte der Versöhnung*, in: *Michael Baumann (Hg.): Gemeinsames Erbe. Reformierte und Täufer im Dialog. Theologischer Verlag Zürich 2007*, S. 24–33.

evaluiert worden. 2010 wurden sie erstmals auch für die Kirchgemeinden aufbereitet, im Hinblick auf deren Legislaturziel-Findung, welche die neue Kirchenordnung nun auch für Kirchgemeinden vorsieht. Diese Verschränkung der kantonalen Zielsetzungen mit den Zielsetzungen auf Gemeinde-Ebene soll ab 2014, der nächsten Legislatur der Kirchenpflegen, vertiefter eingeübt werden. So dass daraus in der Zürcher Kirche hoffentlich ein organischer Takt in der *Verschränkung der Bewegungen von ‚bottom-up‘ und ‚top-down‘* wird. In diesem Prozess wird der Kirchenrat sorgfältig beachten, was die Basis in den Kirchgemeinden beschäftigt – und umgekehrt lassen sich die Kirchgemeinden vertiefter auf das Ganze der Landeskirche ein und auf das, was diese aufgrund ihrer Akzentsetzung den Kirchgemeinden an Unterstützung anbietet.

Vom ‚selber Denken‘ – zum ‚gemeinsam Denken‘¹⁰

Die Verschränkung dieser Planungsprozesse ist eigentlich logisch, ja überfällig. Mit den Leitungsartikeln der neuen Kirchenordnung (*‚Kirche bedarf der Leitung‘*, Art. 87f und 150ff KO) sind jetzt auch die Voraussetzungen dazu geschaffen. Seit vielleicht 10 Jahren ist ein grosser Klimawandel innerhalb der Landeskirche zu beobachten. Als ich 1982 als erstes mit dem Projekt D 84 in die 13 Pfarrkapitel im Kanton geschickt wurde, überraschte mich als kirchliches Greenhorn die aggressive Stimmung gegen ‚Zürich‘, den Kirchenrat und seinen ‚Wasserkopf‘. Diese Stimmung war tief verankert und wurde über Jahrzehnte nachhaltig kultiviert, auch von der Pfarrerschaft. Auch wurden die jährliche Präsidienkonferenz im Diakoniewerk Neumünster und andere Konferenzen, zu denen der Kirchenrat einlud, lange Zeit von bestenfalls etwa zwei Dritteln der Eingeladenen besucht. Es war fast immer eine zum Teil aggressive bis gehässige, jedenfalls distanzierte Grundstimmung zu spüren. In nahezu allen Gefässen hat sich diese Stimmung in den letzten Jahren gründlich verändert – in Richtung auf eine Kultur des Miteinanders und eine Verbundenheit, die nicht unkritisch ist, jedoch von einem Fundament getragen, sich in derselben Kirche zu erleben und sich gegenseitig in den verschiedenen Rollen Goodwill und Respekt, ja auch Solidarität entgegenzubringen. Eine bemerkenswerte Veränderung, die von vielen, die schon länger dabei sind, festgestellt wird!

Entflechtung von Kirche und Staat – und die Folgen

Nach der Ablehnung einer erneuten Initiative auf Trennung von Staat und Kirche 1995 nahm der Kirchenrat, angeführt vom neuen Kirchenratspräsidenten *Ruedi Reich*, weitere anstehende Entflechtungen von Kirche und Staat aktiv an die Hand¹¹. Das neue Kirchengesetz scheiterte zwar 2003 im ersten Anlauf, aber das Unternehmen fand schliesslich im Kirchengesetz von 2007 und mit der Kirchenordnung von 2009 und den nachfolgenden

¹⁰ „selber denken. Die Reformierten“ war im Jahr 2000 eine deutschschweizerisch-reformierte kirchliche Image-Kampagne mit unterschiedlicher Beteiligung der Kantonalkirchen. Sie war umstritten, setzte jedoch diesen Slogan als Markenzeichen der Reformierten bis heute nachhaltig in die Köpfe ([Link](#) zu einem damaligen Kommentar des Politikberaters *Iwan Rickenbacher*). Mit ‚gemeinsam Denken‘ spielte ich auf *David Bohm* und seine wegweisende Dialog-Methode an (u.a. *Der Dialog – Das offene Gespräch am Ende der Diskussionen* (Klett Cotta 2009) sowie *William Isaacs*: ‚Dialog als Kunst, gemeinsam zu denken‘ (Bergisch Gladbach 2002). Diese grundlegende ‚Methode‘ zeigt sich nicht nur zunehmend für Unternehmen und in politisch spannungsvollen Situationen als unserer Zeit angemessen, sondern wäre auch in der kirchlichen Bildungs- und Führungsarbeit ein Ansatz, um Gemeinsames inmitten der heutigen individualisierten und pluralistischen Situation zu finden, und sich daran verbindlich und nachhaltig auszurichten. Ein erster Kurs zum Kennenlernen des Bohm’schen Dialog (Beginn Januar 2013) ist auf zh.ref.ch ausgeschrieben ([Link](#)).

¹¹ Mehrere solche Schritte der Entflechtung zwischen Staat und Kirche hatte es seit dem 19. Jahrhundert, als die Zürcher Kirche noch eine Staatskirche war, immer wieder gegeben. Im Einzelnen nachzulesen sowohl bei *Hans Heinrich Schmid*: ‚Umbau der Kirche‘ (1988), sowie in mehreren Beiträgen der 1993 erschienenen Festschrift für Ernst Meili anlässlich seines Rücktritts als Kirchenratspräsident.

Verordnungen 2011 seinen Abschluss. Ein Prozess über viele Stufen, der viel Energie auf die Beschäftigung der Kirche mit sich selber lenkte. Die neue Freiheit vom Staat brachte jedoch auch einen unerwartet grossen Regulierungsschub und einen massiv gesteigerten Verwaltungsaufwand mit sich, wie die zahlreichen und sehr umfangreichen, detaillierten Verordnungen zeigen, die in ihrer Summe schlicht nicht mehr miliztauglich sind. Vor allem die Kirchenpflegen und Bezirkskirchenpflegen sind davon betroffen. Diese Milizbehörden kommen mit den neuen Herausforderungen an kritische Belastungsgrenzen, und verlieren gleichzeitig die Gestaltungsfreiheit, die ihr bei der repräsentativen Untersuchung der ETH 2007 noch als grosser Pluspunkt im Vergleich mit den andern öffentlich-rechtlichen Gemeindebehörden des Kantons Zürich attestiert worden war.

Theologie – alte und neue Kirchenordnung

Die Kirchenordnung enthält das theologische ‚Tafelsilber‘ der Landeskirche: wesentliche Elemente ihres Glaubens-, Gottes-, Kirchen-, Menschen- und Gesellschaftsverständnisses. *Eduard Rübel* spricht in seinem Kommentar zum Kirchengesetz von 1963 und der Kirchenordnung von 1967 sogar von ‚*Wesensmerkmalen der Zürcher Kirche*‘ – die sich zum Beispiel von solchen einer Aargauer oder Berner Kirche, die ich beide auch kenne, zum Teil grundlegend unterscheiden. Im Grundkurs für Neugewählte stellte ich immer wieder fest, wie interessiert Kirchenpflegemitglieder an der expliziten und impliziten Theologie der Kirchenordnung sind. Und gleichzeitig, wie unbeachtet und unbekannt diese jedoch für die kirchliche Alltagsarbeit sind. Wie wenig zum Beispiel Pfarrerinnen und Pfarrer den Kirchenpflegen die für die Zürcher Kirche wesentlichen theologischen Gesichtspunkte vermitteln. Man greift in der Regel nur dann zur Kirchenordnung, wenn es um die Klärung formeller Fragen bei der Durchsetzung handfester persönlicher Interessen geht. Die Kirchenordnung von 1967 war christologisch profiliert, ja zugespitzt. Die neue von 2009 ist breiter trinitarisch und ökumenisch angelegt: sie verankert die reformierte Zürcher Kirche tiefer in der Geschichte und breiter in der gesamten ökumenischen Christenheit. Dass sie Taufe und Abendmahl nicht länger als Zeichen, sondern als Sakramente bezeichnet, ist – in reformierten Ohren – neu und mehr als eine nur eine begriffliche Nuance. Sie betont heute auch „den Dialog mit andern Religionen“ (Art. 12). Ein theologischer Vergleich zwischen der alten und der neuen Kirchenordnung ist mir bisher nicht bekannt. Er würde zeigen, welche langfristig wirkende inhaltlich-theologische Akzente die neue Kirchenordnung im Unterschied zur alten setzt. Ich vermisse in der Zürcher Kirche die Diskussion dazu, ja überhaupt das Interesse an diesen Fragen. Und ich staune, wie vergessen der theologisch-ekklesiologische Weg ist, den die Zürcher Kirche mit den Impulsen der Reformation gegangen ist, und wie sich die Etappen dieses Weges in den jeweiligen Ordnungen spiegeln. Der Bericht von Hans Heinrich Schmid ‚*Umbau der Kirche - die Revision der Zürcher Kirchengesetzgebung 1943–1967 aus der Sicht eines ihrer Väter*‘ (Zürich 1988) liest sich in seiner weiträumigen Schau auch heute fast so interessant wie ein Krimi.¹²

Der kürzeste und zugleich theologischste Antrag je in der Synode

Der ehemalige Alttestamentler, Rektor der Zürcher Universität und Sohn von Gotthard Schmid, einer prägenden Gestalt des damaligen Kirchenrates, beschreibt darin im Rahmen der Bekenntnisdebatte der Kirchensynode zur damaligen Kirchenordnung (1966) eine Episode, die hier wiederzugeben sich lohnt: Der zentrale Bekenntnisartikel 4 der Kirchenordnung von 1967 lautet: ‚*Die Landeskirche ist mit ihren Gliedern allein dem Evangelium von Jesus Christus verpflichtet. Er ist einziger Ursprung ihres Glaubens, Lehrens und*

¹² Hans Heini Schmid, Professor für Altes Testament, später Rektor der Universität Zürich, Sohn von Gotthard Schmid, Kirchenrat und Autor des Buchs ‚*Die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich, Eine Kirchenkunde für unsere Gemeindeglieder*‘ (Zürich 1954).

Lebens. “ Im Antrag des Kirchenrates hatte der 2. Satz anstelle von ‚*Er ...*‘ noch mit ‚*Es ...*‘ begonnen. Aus barthianischer Ecke kam in der plenaren Schlussberatung der Antrag, dem die Synode folgte, dass der Buchstabe ‚*s*‘ durch ein ‚*r*‘ zu ersetzen sei, da nicht ein abstraktes Evangelium, sondern Jesus Christus die Mitte der Kirche sei.¹³

Von ‚*Jede(r) ein Sonderfall*‘ zu ‚*Die zwei Gesichter der Religion*‘

Die grossen Untersuchungen von *Roland Campiche* und Mitarbeitern zu Religion und Kirche in der Schweiz (1993 und 2004) gaben viel zu reden: Neu war 1993 die Erkenntnis, dass viele Menschen, auch Kirchenmitglieder, angesichts der pluralistischen Situation individuelle Glaubensverständnisse entwickeln, die zunehmend quer zu den bisherigen Konfessionen, Religionen und religiösen Institutionen und Konzepten liegen. Zum Beispiel, indem der Glaube an die Auferstehung Jesu Christi sehr wohl mit dem Glauben an eine Reinkarnation verbunden werden kann. Eine vordem undenkbare Kombination!, die inzwischen kräftig zunahm, wie die zweite Studie 10 Jahre später zeigt. Was in der Debatte im Nachgang der 93er-Studie noch ziemlich abwertend mit ‚*Bricolage*‘ bezeichnet wurde – mit der unausgesprochenen Haltung, die Menschen würden besser bei den seriösen Kirchen ihre religiöse Identität beziehen statt bei allerlei diffusen Anbietern auf dem religiösen Markt – musste 10 Jahre später der Einsicht weichen, dass inzwischen rund 50% der Bevölkerung sich religiös nicht mehr primär an einer Institution, sondern ‚universal‘ offen orientiert. Die Debatten um Schlussfolgerungen aus diesen Studien, wie wieder mehr Menschen für das kirchliche Leben gewonnen werden können, blieben in all den Jahren meines Erachtens zu sehr auf der Ebene des Stils und der Form kirchlicher Angebote stecken. Etwa mit vielfältigeren Angeboten, z.B. einem 2. oder gar 3. Programm im Gottesdienst. Oder Kirchendistanzierte mit professionellerem, z.B. zielgruppenorientierten Marketing, anzusprechen. Zu diesen Studien – und zahlreichen ähnlichen im ganzen deutschsprachigen Raum – vermisste ich eine theologische Analyse der Zeit und die Wahrnehmung, in welcher grossem geistesgeschichtlich-religiösen Umbruch sich unsere Epoche befindet. Etwa, welcher tiefgreifender Wandel im Gottesbild die Begegnung von Orient und Okzident seit 200 Jahren, die Entwicklung der Naturwissenschaften (Quantenphysik, Neurowissenschaften) oder das heutige Informationszeitalter mit sich bringen. Der Doyen der Religionspädagogik, *Hubertus Halbfas*, diagnostiziert die Gegenwart als eine ‚*neue Achsenzeit*‘, in welcher alle Grundbegriffe des christlichen Glaubens neu buchstabiert werden müssen.¹⁴ Eine faszinierende Aufgabe, mit der viele Menschen, vor allem leider oft ausserhalb der Kirche, unterwegs sind. Kirchenintern herrscht noch zu sehr die Mentalität, inhaltlich sei doch eigentlich alles klar, und es gehe bloss darum, die ‚christliche oder ‚reformierte‘ Tradition der nächsten Generation weiterzugeben, d.h. wieder klarer in Erinnerung zu rufen. Ausgeblendet wird dabei, dass Tradieren immer auch heisst, Altes weiterzuentwickeln. Genau dies jedoch hatten die Reformatoren mit dem Prinzip ‚*Ecclesia semper reformanda est*‘ postuliert. Zu erinnern ist heute daran, dass sich dieses Prinzip nicht nur auf die Formen des Kirche-Seins bezieht, sondern im Zentrum auf die Theologie, das

¹³ H. H. Schmid, a.a.O., S. 120.

¹⁴ Ebenso der kanadische Philosoph Charles Taylor: „Wir stehen erst am Anfang eines neuen Zeitalters der religiösen Suche, deren Ergebnis niemand vorhersehen kann.“ (*Ein säkulares Zeitalter*, 2009, S. 895). Der Begriff der ‚*Achsenzeit*‘ stammt von Karl Jaspers. In seinen berühmt gewordenen geschichtsphilosophischen Betrachtungen ‚*Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*‘ (1949) bezeichnet er mit diesem Begriff die Zeitspanne von 800 bis 200 v. Chr., in welcher gleichzeitig in vier voneinander unabhängigen Kulturräumen die religiösen, philosophischen und technischen Fortschritte gemacht wurden, die bis heute Grundlagen fast aller Zivilisationen sind. Sie brachte zentrale Grundkategorien hervor, in denen der heutige westlich-abendländische Mensch denkt.

Gottes- und Menschenverständnis, welche die Reformation im Auge hatte und weiterentwickelte.

Reformierte Identität heute

Die heutige Krise der Kirche scheint vielen – und auch mir – primär eine inhaltliche Krise zu sein. Der christliche Glaube muss heute in Auseinandersetzung mit andern Religionen, spirituellen Konzepten alter und neuer Esoterik, Mystik, eigenen und fremden fundamentalistischen Strängen etc. gelebt und formuliert werden. Und dies nicht nur in Abgrenzung (die noch zu oft in Unkenntnis¹⁵ des Abgelehnten geschieht), sondern mit der Bereitschaft, im Fremden auch Neues für das Eigene, Bereicherndes, ja sogar Weiterführendes, d.h. bisher Unentdecktes (!) zu entdecken. Die reformierte Kirche – mit ihrer Betonung des mündigen Christenmenschen – wäre von ihren Voraussetzungen her dafür eine erste Adresse und ein ausgezeichnete Gesprächspartner im offenen Feld heutiger Religiosität und Spiritualität. Noch haben aber weder die theologischen Fakultäten noch die reformierten Kirchenleitungen diese Hausaufgabe erkannt, geschweige denn angepackt. Bis dann finden die an ihrer Zahl wachsenden, religiös ‚universal‘ ausgerichteten Menschen (Campiche) in der Kirche keinen theologisch ernst zu nehmenden Ort!

Pfarrer und Pfarrerinnen stehen weitgehend je einzeln an dieser grossen Aufgabe. Dialoge dazu finden jedoch kaum in den Gefässen und Gremien der Kirche, sondern fast nur privat im Zweiergespräch statt. Glaube und Theologie sind offensichtlich nicht nur in der Gesellschaft zur privaten Angelegenheit geschrumpft, sondern auch in der Kirche selbst! Die in den letzten Jahren auch in der Zürcher Kirche oft erwähnte, aber nie wirklich tiefer inhaltlich ausdiskutierte ‚*Reformierte Identität*‘ kann sich heute nicht nur nach rückwärts orientieren. Sie müsste – getreu der in Art. 2 KO festgehaltenen ‚semper reformanda‘-Verpflichtung – eine zeitgemässe ‚evangelische‘ oder ‚christliche‘ Identität sein. Während die Zürcher Kirche in den 80er-Jahren vielfältig in einem regen Austausch mit den Human- und Sozialwissenschaften stand und auch Stellen mit entsprechend ausgebildeten Fachleuten besetzte, hat sie sich inzwischen gründlich von der ‚Welt‘ zurückgezogen. *Ruedi Reich* hat als Kirchenratspräsident immer wieder eine auch ‚selbstgewählte, Ghettoisierung‘ der Kirche beklagt. Und die Kirchenpflegen müssen in den letzten Jahren permanent daran erinnert werden, dass sie eine der drei öffentlich-rechtlichen Behörden in der Gemeinde sind, und nicht einfach ein Vereinsvorstand ‚unter fernem Liefen‘.

Zum Beispiel: Christologie

Ein Eckpfeiler reformierter Identität ist die Christologie. Der feministische Protest der 80er- und 90er-Jahre gegen ein patriarchal verstandenes Sühneopfer-Verständnis wurde bereits erwähnt. 1999 erregte – nach *Gina Schiblers* Text von 1983 – erneut ein Karfreitags-Artikel, diesmal in der NZZ und von der Theologin *Regula Strobel*, die Gemüter. Nochmals setzte kurz eine heftige Debatte zum ‚Opfer‘ und seiner Bedeutung ein. Aus dem Kirchenrat ergriff *Irene Gysel* als Nichttheologin das Wort. Aber wirklich geklärt wurde nichts.¹⁶ Er steht immer noch im Raum, der sog. ‚Sühneopfertod Jesu‘, ein Verständnis des Kreuzestodes Jesu, mit dem zunehmend viele schon lange Mühe haben – auch aus theologisch sehr ernsthaften Gründen. Auf protestantischer Seite wird er auch heute von der *Schweizerischen Evangelischen Allianz* und ihrem 2006 gegründeten ‚Lan-

¹⁵ *Charles Taylor* hält dafür, dass die Zeiten vorbei sind, in welchen man aus einer blossen Aussensicht über Religionen, spirituelle Konzepte und Strömungen urteilen kann (*Ein säkulares Zeitalter*, 2009, S. 1078).

¹⁶ Siehe dazu: ¹⁷ Zu finden unter www.seach.ch (Glaubensbasis, [Link](#))

deskirchenforum' klar und missionarisch vertreten. Laut ihrer ‚Glaubensbasis‘, zu der sich ihre 250'000 Mitglieder bekennen, heben ‚Evangelische Christen‘ u.a. die ‚Lehrsätze‘ hervor: „3. Die völlige Sündhaftigkeit und Schuld des gefallen Menschen, die ihn Gottes Zorn und Verdammnis aussetzen. 4. Das stellvertretende Opfer des menschengewordenen Gottessohnes als einzige und allgenügsame Grundlage der Erlösung von der Schuld und Macht der Sünde und ihren ewigen Folgen.“¹⁷ Für Andere in und ausserhalb der Kirche ist dieses Verständnis theologisch nicht haltbar oder zumindest problematisch. Papst Benedikt XVI hat dieses in der westlichen Kirche lange vorherrschende Bild des Zorn-Sühne-Gottes bereits lange – und bis heute konsequent – verabschiedet: „So verbreitet dieses Bild ist, so falsch ist es.“¹⁸ Solange aber die Kirche dazu schweigt, halten viele Menschen dies weiterhin für das einzige offizielle – ‚kirchliche‘ – Verständnis des Kreuzestodes Jesu, und können aus diesem Grunde die Kirche nicht ernst nehmen bzw. machen einen Bogen um sie. Im oft zu hörenden Satz ‚Ich glaube, auch an Jesus, aber halt nicht ganz so wie die Kirche‘ steckt oft dieser Punkt, wenn man nachfragt. Und zwar sowohl bei Kirchenpflegenden wie bei Menschen, die zwar spirituell interessiert sind, aber gerade aus diesem Grund der Kirche lieber fern bleiben.

Das Reformationsjubiläum 2019 – eine theologische Chance

Als der Kirchenrat 2008 in einem seiner Legislaturziele erklärte, ‚Evangelisation, Mission und Gemeindeaufbau seien für die Gemeindeförderung neu zu erschliessen‘, wurde angeregt¹⁹, dass aufgrund der auch problematischen Wirkungsgeschichte kirchlicher Mission und Evangelisation (Stichwort: ‚Drohbotschaft statt Frohbotschaft‘), die im Kollektiv auch deshalb immer noch als emotionale Erinnerung sitzt, weil sie bis heute weiterhin mental problematisch bedient wird (s. oben), auch eine *theologische Neuerschliessung* hilfreich, ja notwendig wäre: eine Klärung dessen, welche Inhalte, im Klartext: welches Gottesverständnis die evangelisch-reformierte Landeskirche heute vertritt und verkündigt, und welche nicht²⁰. Es wäre bedeutsam, wenn die Zürcher Kirche – z.B. mit Hilfe der Theologischen Fakultät(en) – im Hinblick auf ihr 2019 bevorstehendes grosses *Reformationsjubiläum* darlegen würde, wie sie heute aufgrund der theologischen Forschung und Reflexion seit der Reformation Jesus Christus und seine Bedeutung sieht. Speziell seinen Tod am Kreuz, und in welchem Licht sich dieser angesichts der verschiedenen Interpretationen und deren Wirkungsgeschichte durch 2000 Jahre heute zeigt. Und welcher Impuls dadurch in die Menschheit gekommen ist, an dem sich der christliche Glaube und die Kirche ausrichtet.²¹ Christus ‚erscheint‘ jeder Zeit neu, reicher, und immer wieder anders als erwartet

¹⁷ Zu finden unter www.seach.ch (Glaubensbasis, [Link](#))

¹⁸ Joseph Ratzinger, Einführung in das Christentum (1968)

¹⁹ leider bisher vergeblich

²⁰ Was die Kirche ‚verkündigt‘, ist zu unterscheiden von dem, was alles in ihr ‚geglaubt‘ wird. Eben dies voneinander zu unterscheiden und zu reflektieren, ist die ‚Kirchliche Funktion der Theologie‘ (Karl Barth). Wie die reformierte Kirche theologisches Bekennen in ihrer synodal-presbyterial verfassten Führungsstruktur wahrnehmen kann, habe ich im Aufsatz: ‚Die Wahrnehmung des Lehramts in einer Kirche ohne Lehramt‘ ekklesiologisch und methodisch durchgedacht [In: Hans Strub, Samuel Jakob ‚Kirche leiten im Übergang – Konturen werden sichtbar. Festschrift für Ernst Meili‘ (1993)].

²¹ Auf katholischer Seite leisten dies in eindrucklicher Weise die drei Enzykliken ‚*deus caritas est*‘, ‚*spe salvi*‘ und ‚*caritas in veritate*‘ von Benedikt XVI. Charles Taylor (op.cit.) geht tiefer in die Geschichte, indem er bei der ‚Achszeit‘ (Karl Jaspers) ansetzt und aufzeigt, welche tiefen Transformations-Effekte das Christentum, und darin speziell die ‚Reform‘ (Reformation) in Kultur, Gesellschaft und Wissenschaftsverständnis entfaltetete. Wie sich (christliche) ‚Mission‘ im heutigen multireligiösen Kontext situiert, habe ich

und bisher gemeint. Durch die nunmehr 2000 Jahre ambivalenter Wirkungsgeschichte dessen, wie er verstanden und verkündigt, missverstanden und auch missbraucht wurde, haben sowohl das Verständnis von wie das Geheimnis um Jesus Christus – beide Dimensionen! – Tiefen erreicht, welche die Anstrengung lohnt, sie in der Agenda kirchlicher Projekte mit weitaus höherer Priorität als bisher auf die Traktandenliste zu setzen. Leider obsiegt auch in der Kirche noch zu oft die Tendenz, dass das Dringliche permanent vor dem Wichtigen Zeit, Energie und hinreichende Aufmerksamkeit bekommt.²²

Vom Erfolgsprojekt rpg ...

Als 1987 der kirchliche Drittklassunterricht in ersten Kirchgemeinden erprobt wurde, war das ein bedeutsames Ereignis, dessen Folgen noch nicht abschätzbar waren. Seither wurde er in ein total neues Religionspädagogisches Gesamtkonzept (rpg) eingebettet, das schrittweise aufgebaut und in den Gemeinden realisiert wurde. Mit Obligatorien sowohl für die Gemeinden (rpg-Verordnung) wie für die Kinder – beides immer wieder heiss umstritten. Mit Fug und Recht kann behauptet werden, dass das rpg *das* Erfolgsprojekt der Zürcher Landeskirche der letzten 20 Jahre ist – vermutlich gerade auch dank dieser doppelt verpflichtenden Verbindlichkeit. Eine regelrechte kirchliche ‚Wiederaufforstung‘ findet seither statt. Dort, wo mit Begeisterung auf die Eltern zugegangen wurde und diese (durch Elternabende, Angebote für und Einbezug von Eltern, Elternbildung) motiviert und einbezogen wurden, machen die meisten Kinder mit; es ist daraus ein Gemeindeaufbau gewachsen, eine lebendige Kirchgemeinde mit der jungen und mittleren Generation, den Familien. In Gemeinden jedoch, wo diese Begeisterung fehlte, sind auch die Klassen schwach besetzt, und es passiert nebst dem rpg-Pflichtprogramm wenig. Der Aufbau des rpg hat in den letzten Jahren viele Ressourcen gebunden, jedoch auch viel bewegt. Fast nebenbei wurde in dieser Zeit auch der schulische Religionsunterricht im Kanton Zürich, der schon lange Jahre nur noch vor sich hindümpelte und vor der endgültigen Abschaffung stand, auf eine neue Basis gestellt. Dies nur dank der kräftigen Volksinitiative 2002 aus der Zürcher Landeskirche, als die ersatzlose Abschaffung bereits beschlossene Sache war. Diese Unterschriftensammlung wurde in einem Schneeballsystem vor allem von rpg-Engagierten in kürzester Zeit realisiert, und bewirkte als deutliches Signal aus der Bevölkerung ein Umdenken in Erziehungsdirektion und Schule. Das daraufhin entstandene, sogar obligatorische Schulfach ‚*Religion und Kultur*‘ hat inzwischen Tritt gefasst und profiliert sich, vor allem angesichts der inzwischen gesellschaftlich drängend gewordenen Integrationsdebatte und -problematik.

... zur Neuausrichtung der Diakonie

2010 in einem Thesenblatt für Kirchenpflegen im Anschluss an den Basler Theologen *Reinhold Bernhardt* zu fassen versucht, ([Link](#)).

²² Man darf gespannt sein auf Benedikts vierte – für Januar 2013 angekündigte – Enzyklika zum Thema ‚*Glaube*‘, mit welcher er die mit ‚*Liebe*‘ und ‚*Hoffnung*‘ begonnene Trias abschliessen wird. In den Kirchen des Protestantismus ist weit und breit nichts annähernd Vergleichbares zu finden, was inhaltlich-theologisch den Kern der christlichen Religion – des Inhalts der Kirche – betrifft. Auch wenn evangelisches Glaubensverständnis diese zentralen Inhalte des christlichen Glaubens da und dort anders akzentuiert, müsste ein reformierter Katechismus (in der Art des *Zweiten Helvetischen Bekenntnisses*) an diesen Enzykliken zweifellos sein Mass nehmen, sowohl inhaltlich wie sprachlich (Kopf und Herz gleichermassen ansprechend). Im Kontext der Feiern zum 450-jährigen Jubiläum der Zürcher Reformation wurde bereits einmal aus historischer Distanz das *Zweite Helvetische Bekenntnis* bedacht. Siehe dazu den vom damaligen Kirchenratspräsidenten herausgegebenen Band: *Robert Kurtz., 400 Jahre Zweites Helvetisches Bekenntnis. Geschichte und ökumenische Bedeutung* (Zwingli Verlag 1966).

Mit dem neuen Diakoniekonzept, das nach 10jähriger Vorarbeit nun – und in der neuen Situation, was das Verhältnis zwischen Staat und Kirche betrifft – in die Umsetzungsphase tritt, steht die Zürcher Kirche vor einem ähnlich grossen Vorhaben wie vor 20 Jahren mit dem rpg.²³ Die kirchliche Gemeindediakonie ist seit den 80er-Jahren (Stichwort ‚Gemeinwesenarbeit‘) weitgehend ‚harmlos‘ geworden. In den letzten 20 Jahren sind kaum markante innovative diakonische Aktivitäten und Projekte in Kirchgemeinden entstanden. Ausbildungs- und Berufsverständnis-Debatten zogen sich seit der Beendigung der kircheneigenen Ausbildung (akim) Ende der 90er-Jahre fast endlos hin. Der neue Leistungsauftrag des Kantons Zürich mit der Landeskirche, jedoch vor allem neue soziale Fragestellungen fordern heraus. Diakonie hat es immer schon gegeben, das ist nichts Neues. Aber viele aktuelle Fragestellungen sind in den Kirchgemeinden entweder noch gar nicht auf dem Radar. Oder die diakonischen Verantwortlichen stehen noch ziemlich ratlos vor der Frage, in welchen Formen und mit welchen Angeboten diese aktuellen Fragen angegangen werden können. Dass *Diakonie* in der Kirche ihre *Mitte im Abendmahl* findet – wie das neue Konzept ungewöhnlich und doch plausibel ansetzt –, wird sowohl die Diakonie wie die Gottesdienste in den Gemeinden grundlegend verändern und bereichern, wo dies in seiner vollen theologischen Bedeutung verstanden und ernst genommen wird!

Diakonie: ein Geleise mit 2 Schienen

Gleichzeitig ist Diakonie – mitmenschliches Helfen – kein christlich-kirchliches Privileg, das die Kirche gepachtet hätte. Sie ist ein allgemeines Humanum, das überall zu finden ist. Ohne dass die Kirche den Anspruch hat, hier etwas besser zu machen als alle andern Partner in diesem Feld. Heinz Rügger und Christoph Sigrist erinnern, als zwei frühe Mitautoren am Diakoniekonzept, in ihrem Buch „*Diakonie – eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns*“ (2011) an diese erste, schöpfungsmässige und deshalb kirchenübergreifende Wurzel der Diakonie. Diakonie begründet sich aus beidem: sowohl aus dem 1. Glaubensartikel (gesamte Schöpfung), wie aus dem 2. Glaubensartikel (Christologie und Abendmahl). Nur auf eine der beiden Schienen gestützt, schlägt sich Diakonie in einer je sehr andern Praxis nieder! Ich hoffe, dass die diakonisch Verantwortlichen in der Zürcher Kirche und ihren 179 Kirchgemeinden beide Bahnschienen im Auge haben und also das ganze Geleise befahren. So entwickelt das neue Konzept sein ganzes Potenzial: Diakonie – Nächstenliebe – ist eine total auch säkulare Angelegenheit; darum ist solidarische Zusammenarbeit und Vernetzung mit staatlichen und säkularen privaten Trägern und auch nichtchristlichen Menschen angesagt – auf Augenhöhe und ganz ohne kirchlichen Dünkel. Gleichzeitig hat Diakonie, wie alles Menschliche, einen spirituellen Kern, den die Kirche besonders pflegt, im Abendmahl und seiner Botschaft. Aber auch diesen hat sie nicht exklusiv gepachtet, sondern tut gut daran, ihn überall zu entdecken, ‚*wo Menschen durch Glaube, Hoffnung und Liebe das Reich Gottes in Wort und Tag bezeugen*‘ (Art. 1 KO), und sich als Kirche von diesen Menschen auch selbst davon nähren zu lassen. So ist Diakonie kein Einbahnweg von Gebenden zu Nehmenden, sondern ein wechselseitiges Geschehen von Geben und Nehmen unter Menschen. Wenn die diakonisch Verantwortlichen mit der selben Begeisterung, Innovationsneugier und mit ebenso langem, immer wieder gut genährtem Atem kreativ an die Umsetzung gehen, wie die rpg-Verantwortlichen seit den 90er Jahren, ***darf man gespannt sein, wie sich die Zürcher Landeskirche im Jahr 2030 als diakonische Kirche neu positioniert haben wird: solidarisch und ‚nahe bei den Menschen‘ und ihren Lebensfragen (s. Art. 5 KO).***

²³ Soeben erschienen: Frieder Furler, ‚*Diakonie – eine praktische Perspektive. Vom Wesensmerkmal zum sichtbaren Zeichen der Kirche*‘ (TVZ 2012) sowie das dazugehörige ‚*Diakoniekonzept der Zürcher Landeskirche*‘ (2012, [Link](#)).

Gemeindeleitung im ‚Zuordnungsmodell‘ – eine Frage der Macht?

Das ‚Zürcher Zuordnungsmodell‘, das Kirchenpflegen, Pfarrerschaft und Angestellte in einer definierten Struktur aufeinander bezieht, wurde in der neuen Kirchenordnung präzisiert (Art. 150 ff KO). Es ist ein dynamisches, jedoch auch anspruchsvolles Führungsmodell. Im ganzen Zeitraum seit 1982 war die Spannung zwischen Kirchenpflege und Pfarramt (‚wer hat das Sagen?‘) ein Dauerbrenner. Alle 4 Jahre ertönten nach den Schulungen der neuen Mitglieder und Präsidentinnen und Präsidenten (in denen der Kirchenratspräsident immer persönlich mitwirkte) Stimmen aus der Pfarrerschaft, mit den neuen Kirchenpflegen würden problematische kirchenfremde Führungsmodelle aus der Privatwirtschaft Einzug halten und die Kirchenpflegen würden zu vermehrter Wahrnehmung von Führung angehalten, die ihnen entweder nicht zustehe oder zu der sie nicht fähig seien. Nur zur Hälfte haben diese Stimmen recht: Mancher Präsident (Frauen deutlich weniger!), der im Berufsleben eine Führungsfunktion hat, muss lernen, dass er nicht Befugnisse eines CEO hat, sondern dass das Kollegium Beschlüsse fasst, und dass das Pfarramt, Kommissionen und neu auch der Gemeindekonvent dabei mitzuwirken haben. Nicht alle Behördenmitglieder bringen auch umfassende fachliche und persönliche Kompetenzen mit. Der zweiten Hälfte der Stimmen muss jedoch oft, in Kenntnis der Gemeindesituation, entgegengehalten werden: Hier wird – erstmals – Führung wirklich, und erst noch kompetent, wahrgenommen! Etwa, wenn eine neue Kirchenpflege ‚Altlasten‘ übernehmen musste (z.B. im personellen Bereich), die sie zu sanieren sich anschickt. Und sich dann oft genug die Zähne daran ausbeisst, weil Privilegien angetastet oder Probleme klar angesprochen werden, und damit oft auch ein eingespieltes Gleichgewicht gestört wird. Konkrete Führungserfahrung und entsprechendes Knowhow ist oft in erster Linie bei Mitgliedern der Kirchenpflege zu finden. Theologisch sind sie zwar Laien, aber in gewissen Sach- oder Führungsangelegenheiten manchmal wirklich wesentlich kompetenter als die Pfarrpersonen oder Angestellten. Die Struktur, dass das Profi-System von einer Milizbehörde geführt wird, ist weder im öffentlichen Raum noch bei vielen sozialen Institutionen oder Verbänden ungewohnt. Es bringt immer Spannungen zwischen Profis und Laien mit sich, die im gegenseitigen Respekt und in offener Rückmeldung gesteuert werden müssen.

Das ganze Team – eine (auch spirituell) Lernende Organisation?!

Mit dem Geleiteten Gemeindekonvent haben 2006²⁴ die Angestellten neue Mitwirkungsrechte bekommen – allerdings auch Pflichten, von denen die Kirchenpflege Gebrauch machen kann, um sich zu entlasten und ihre Führungsaufgabe wirkungsvoller wahrnehmen zu können. Die Frage der Führung in der Kirche, konkret der Gemeindeleitung, hat in den Debatten zur neuen Kirchenordnung am meisten zu reden gegeben. Alle drei Partner hatten den Eindruck, an Macht zugunsten der beiden andern verloren zu haben. Kirchenratspräsident *Ruedi Reich* wurde nicht müde zu wiederholen, dass das Zuordnungsmodell nicht dann am besten funktioniert, wenn einer der drei Partner stark, die beiden andern hingegen schwach sind. Am schönsten blüht es auf, wenn alle drei Partner stark sind – und sich gegenseitig unterstützen. Dies ist nicht ganz einfach in der Praxis, aber mit dieser Sicht und Grundhaltung kann das Modell zu seiner Bestform auflaufen und das vorhandene *human potential* freisetzen. Die Leitung des Gemeindekonvents ist nicht eine Vorge-

²⁴ Teilrevision der Kirchenordnung: Neu am ‚Geleiteten Gemeindekonvent‘ gegenüber dem früheren ‚Mitarbeiterkonvent‘, den die meisten Kirchgemeinden bereits seit 30 Jahren kannten, ist die verbindlichere Leitung, die an der Schnittstelle zwischen Kirchenpflege und Mitarbeitendenteam an der Seite des Kirchenpflegepräsidiums wahrgenommen wird. Die praktischen und spirituellen Dimensionen zur Gemeindeleitung und der Zusammenarbeit in Gestalt einer ‚Lernenden Organisation‘ auf der Grundlage der Leitungsartikel 86-88 der Kirchenordnung (‚Zuordnungsmodell‘) habe ich in einer Kursunterlage zur Behördenschulung konkretisiert ([Link](#)).

setzenfunktion, sondern vielmehr als Ferment und (verbindlicher) Kristallisationspunkt im Team auszuüben. So dass sich aus der Summe der Einzelnen immer wieder ein wirkliches Team herausbildet. Und dadurch ein Ort entsteht und gepflegt wird, wo sich Einzelne voll entfalten, und zugleich aufeinander, sowie auf ein gemeinsam Drittes ausgerichtet tätig sind. In gegenseitiger Ergänzung, Offenheit, Freimütigkeit und Verbundenheit – in einem konstruktiv-kreativen Zusammenspiel zwischen Behörde und Mitarbeiterschaft, in welchem die kurz- und mittelfristigen Prozesse sorgfältig miteinander geplant und gestaltet werden. So dass nach innen und aussen spürbar wird, dass Kirche eine spannende Such- und Weggemeinschaft ist. Säkular gesagt: eine Lernende Organisation. Und Ja: auch eine spirituell lernende Organisation! Dies geht nicht ohne sorgfältige Meinungs- und Entscheidungsfindung, wozu logischerweise auch Auseinandersetzung gehört, manchmal verbunden mit Spannungen, auch Konflikten, die jedoch gelöst werden müssen, damit sie nicht blockierend und frustrierend werden.

Konflikte, auch in der Kirche? – Liebe und ‚lieb sein‘

Dass es Konflikte auch in der Kirche gibt, gar wüste und schwierige, auch unlösbare, überrascht neue Mitglieder von Kirchenpflegen immer wieder kolossal. Gerade in der Kirche soll es doch anders zu und her gehen als in der Welt! Einerseits ist dies ein berechtigter Anspruch. Tatsache ist aber ebenso, dass die Kirche auch eine Institution ist von Menschen wie du und ich. ‚*Wo gearbeitet wird, fliegen auch Späne*‘, weiss auch ein bekanntes Sprichwort. Mit Meinungsverschiedenheiten, Spannungen und Konflikten kann man jedoch sehr unterschiedlich umgehen. Ich habe einige Zeit gebraucht, bis ich entdeckte, dass die *Konfliktkultur in der Kirche* spezifische Eigenheiten aufweist: Einmal verhindert die berechnete Überzeugung, dass das Evangelium im Kern eine Friedens- und Liebesbotschaft ist, oft notwendige Auseinandersetzungen. Offene Worte werden deshalb oft dem Frieden zu liebe oder gar aus Nächstenliebe zurückgehalten. Aus demselben Grund werden oft auch (Führungs-)Entscheidungen, die es nicht allen recht machen und deshalb auch schmerzlich sein können, zu lange oder ganz vermieden. Dadurch stauen sich unge löste Probleme zu veritablen Konflikten auf, oft genug zuerst lange unter dem Tisch oder hintendurch, bis sie schliesslich – und dann gleich mit grosser Wucht – ausbrechen. Auch Beratung von aussen lässt Konflikte häufig zuerst eskalieren, indem vorhandene Probleme angesprochen werden. Zu oft wird das heisse Eisen dann gleich wieder fallengelassen und der Konflikt nicht gelöst – und manchmal auch Berater um Berater verheizt, so man solche überhaupt beizieht. Mit dem Resultat, dass sich dadurch in der Tiefe vor allem eine Resistenz gegen Lösungen von Konflikten verfestigt. Emotionale Erpressung, wenn möglich geschickt in einer Opferposition drapiert, oder blosses Aussitzen genügen in der Kirche in vielen Fällen, dass die heisse Kartoffel schliesslich fallen gelassen wird. Meist setzt dann auf einer weiteren Stufe dasselbe Spiel erneut ein, nun jedoch noch kombiniert mit einem Schwarzpeter-Spiel, indem ungelöste Konflikte verschiedenen Instanzen zugespielt werden, die diese dann entweder zurück oder nochmals weiterspielen, da doch nicht wirklich dafür zuständig ... Niemand will in der Kirche zum ‚Täter‘ werden, das wäre das Schlimmste! Sich in die Position eines ‚Opfers‘ zu bringen oder nicht ganz für eine Lösung zuständig zu sein, entlastet von der Übernahme von Verantwortung. Und wer mit Zivilcourage die heisse Kartoffel schliesslich doch in die Hand nimmt, wird oft in schlimmer Weise alleine und im Regen stehen gelassen. Viel zu viele unschöne Rücktritte aus solchen Zusammenhängen, unfreiwillige oder frustriert-verletzt freiwillige – auch von guten und qualifizierten Mitgliedern von Kirchenpflegen oder Präsidentinnen oder Präsidenten, – musste ich beobachten, begleiten und betroffen stehen lassen. Oft erfolgten aufgrund tiefer Verletzungen auch gleich Kirchenaustritte und blieben Verbitterungen zurück.

„Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein“

Die Einsicht, wo und auf welche Weise die Kirche besonders konflikthanfällig ist, hat sich in vielen Jahren allmählich noch um weitere Dimensionen vertieft: In der Regel sind alle in der Kirche Aktiven mit persönlichem Engagement und viel Herzblut beteiligt. Und geht es dabei um delikate, weil im Kern letztlich ‚heilige‘ Themen. Sachkritik sorgfältig von Kritik an der Person zu unterscheiden, ist deshalb in der Kirche besonders wichtig. Person und Persönlichkeit sind schliesslich das zentrale Instrument kirchlicher Arbeit. Trotzdem scheitert notwendige Kritik, auch bei grösster Sorgfalt, oft genau an diesem Punkt: Man nimmt Sachkritik persönlicher als anderswo, weil die Sache viel direkter mit der eigenen Person verbunden ist als in andern Branchen. Und so steht sofort viel auf dem Spiel, geht es gleich um das Ganze. Zwar verkündigt die reformierte Kirche, dass Gott gnädig mit Fehlern oder gar unserer Schuld umgeht und wir deshalb auch menschlich damit und miteinander umgehen können. Paradoxerweise ist es aber gerade in der Kirche offenbar doppelt ‚schwierig‘, Fehler zu machen oder gar schuldig geworden zu sein. Was auch in der Kirche manchmal – menschlich-allzumenschlich – geschieht; oft unbewusst, jedoch auch in der Kirche manchmal bewusst, oder gar absichtlich. Eine Hauptschwierigkeit, die besonders in der Kirche ausgeprägt scheint, besteht darin, dass Konfliktpartner entweder die Schwierigkeiten bei Konflikten zu bussfertig nur bei sich sehen, oder häufiger umgekehrt: eigene Anteile an Konflikten und Schwierigkeiten nicht zu sich nehmen, sondern partout andern oder den Umständen etc. in die Schuhe schieben. Das bekannte *Spiel vom ‚Splitter‘ im Auge der andern und dem ‚Balken‘ im eigenen Auge*. Ich erwarte hier vor allem von den Pfarrpersonen eine höhere Sensibilität, ein Wissen um diese kirchenspezifischen Zusammenhänge, und auch um die Zerrissenheit des menschlichen Herzens, einerseits zwar ‚Gutes‘ zu wollen, andererseits oft genug auch ‚Böses‘ voranzutreiben (Röm 7). Das Evangelium ‚mit dem eigenen Leben zu bezeugen‘ ist Absicht und Anspruch der meisten Aktiven und Verantwortlichen in der Kirche. Pfarrerinnen und Pfarrer haben sich – im Unterschied zu allen andern – mit ihrem Ordinationsgelübde dazu verpflichtet (s. Art. 108 KO). Der damit verbundene *Anspruch auf eine hohe Glaubwürdigkeit* setzt sie jedoch auch dem Druck und dem Irrtum aus, Christinnen und Christen seien perfekte, jedenfalls bessere Menschen als andere. Gemeint ist jedoch vielmehr, dass gerade das dabei zum Thema wird: Wie wir Menschen sein können – vor Gott und voreinander – die auch Fehler und Schattenseiten haben, auch schuldig werden aneinander – und dazu auch stehen können und daraus lernen, als ‚fröhliche Sünder‘ (Martin Luther). Damit ist nicht Nonchalance gemeint, sondern, dass wir auch mit ‚Balken‘ in den eigenen Augen rechnen (Mt 7) und ‚Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein‘ (Ulrich Bach)²⁵. Um das Menschsein und Menschwerden ‚im Geist des Anfängers‘ miteinander zu üben. Und uns dabei mit unseren Stärken und Schwächen einander zumuten (dies geschieht sowieso, auch wenn wir es vermeiden wollen). Der Vergebung tatsächlich und konkret immer wieder bedürftig zu sein, aber auch aktiv zu vergeben (auch uns selbst), und alles so, ohne dass uns ein Stein aus der Krone fällt. Und dabei Dinge zu klären, wieder in Ordnung zu bringen, und daraus zu lernen. Wo immer dieses nicht einfache Handwerk gelernt und geübt wird, wachsen alle Involvierten menschlich, fachlich und spirituell daran. Und es wird ein Herzstück der ‚*communio sanctorum*‘ im Alltag des kirchlichen Kerngeschäfts.²⁶ Der gnadenlose *christliche Perfektionismus* hingegen kreierte oft besonders schlimme, ja wirklich böse Zerwürfnisse. Die Kirche ist früher oder später für alle in ihr Mitwirkenden

²⁵ So sein gleichnamiges Buch (Neukirchen-Vluyn 1986)

²⁶ Ich weise an dieser Stelle auf die 3. Enzyklika von Benedikt XVI: ‚*caritas in veritate: Zur ganzheitlichen Entwicklung des Menschen in Liebe und Wahrheit*‘ (2007) hin, die auf der Grundlage der ersten ‚*deus caritas est*‘ genau zu dieser Frage eine klare und faszinierende Perspektive entfaltet.

eine Herausforderung, sich im Licht des Evangeliums den eigenen Balken im Auge zu stellen. Sowie (hoffentlich spätestens dann) eine Einladung, die Liebe, Gnade und Güte ganz konkret auch für sich selber – und nicht nur für Andere – in Anspruch zu nehmen. Ich bin der Zürcher Kirche und darin vielen Menschen dankbar, dass sie mir weiterführende Wege im eigenen Seelenlabyrinth ermöglicht haben, gerade auch dort, wo ich selbst schief stand und zum Teil unnötige Konflikte inszenierte. *Vergebung und Selbstvergebung* sind Prozesse, die uns Einiges abverlangen an Einsicht und Bereitschaft, eigene Schatten zu erkennen und Schritte darüber hinaus zu wagen – also etwas ziemlich anderes als schnelle Vergebungsformeln, die uns manchmal gar leicht über die Lippen gehen.²⁷

Kirchenpflegen – einst und jetzt

Obschon der Schwanengesang, man würde keine Mitglieder mehr finden, in allen Wahljahren regelmässig besorgt und laut ertönt, konnten immer auf Anhieb über 90% der Sitze besetzt werden. Die Hälfte der übrigen 10% liessen sich durch schwierige (meist konfliktuöse) Gemeindesituationen erklären. Es ist allerdings aufwändiger geworden, geeignete Mitglieder zu finden. Gefühlsmässig war ein Tiefpunkt im Wahljahr 2002 erreicht: Der Altersdurchschnitt in den Grundkursen erschien noch nie so hoch, und Etliche waren schon in früheren Jahren in diesem Amt, und liessen sich mangels Alternativen nochmals dazu überreden – ein neues Phänomen und zugleich Alarmzeichen. Seither ist eine Wende zu beobachten: Viele Kirchenpflegen haben ihre Arbeitsweise verändert, sich zum Teil auch verkleinert. Der Altersdurchschnitt ist deutlich gesunken, und es fällt auf, dass sehr kompetente, motivierte und auch jüngere Menschen sich in dieses Amt wählen lassen, ja sich selber dafürmelden; eine bis 2006 selten, seither aber zunehmend gehörte Aussage.

1982 gab es neben den Verwaltungsressorts (mit ‚Protokollaktuar‘ und ‚Korrespondenzaktuar‘!) in der Regel keine andern Ressorts: die übrigen Mitglieder wurden als ‚Beisitzer‘ bezeichnet. Das erste inhaltliche Ressort war seit den 70er-Jahren ein Ressort OeME.²⁸ Eine Personalführung, die diesen Namen verdient, war weitgehend unbekannt. Heute sind die Kirchenpflegen ganz anders in Ressorts differenziert, und auch gefordert. Das *Zentrum für Organisations- und Arbeitswissenschaften an der ETH (Prof. Theo Wehner)* erforscht das schweizerische Milizsystem in verschiedenen Bereichen. 2007 wurde eine grosse *Untersuchung der Zürcher Kirchenpflegen* durchgeführt. Die Ergebnisse zeigten einen besseren Zustand in dieser Behörde, als er oft beklagt wird. Interessant ist im Vergleich zur Untersuchung der Zürcher Schulpflegen etwa, dass diese Behörde viel weniger Gestaltungsfreiraum als die Kirchenpflege bietet. Diesem zentralen Faktor in der Motivation zur Übernahme eines Behördenamtes sei prioritär Sorge zu tragen, führte *Prof. Theo Wehner* in seinen Empfehlungen an den Kirchenrat an erster Stelle aus.²⁹ Dieses Attraktivum ist leider seither geschmolzen: die vielen, umfangreichen und detaillierten neuen Verordnungen

²⁷ S. dazu *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: ‚Vergebung des Unverzeihlichen – Ausflüge in Landschaften der Schuld und der Vergebung‘ (2008)* sowie *Colin C. Tipping: ‚Ich vergebe – Der radikale Abschied vom Opferdasein‘ (2009)*. Das erste ist eine philosophisch, theologisch und gleichermassen auch psychologisch stimmige Grundlagenstudie der katholischen Philosophin, das zweite Buch sozusagen das praktische – ziemlich revolutionäre – Handwerk dazu (ohne dass die Autoren einander kennen).

²⁸ Das E in der Abkürzung OeME kam dazu, als 1976 das ‚Brot-für-Büder‘-Sekretariat eingegliedert wurde (heute ‚Brot für alle‘). *Pfr. Robert Kurtz*, der erste Inhaber des OeME-Pfarramts und später Zürcher Kirchenratspräsident (1963-1973) sorgte dafür, dass dieses Ressort in den Kirchenpflegen eingeführt wurde (Mitgeteilt von *Pfr. Heini Rusterholz*, seinem Nachfolger im OeME-Pfarramt, später SEK-Präsident von 1986-1999).

²⁹ Sowohl die Studie wie die Empfehlungen an den Kirchenrat und die Kirchenpflegen zur attraktiven Ausgestaltung der Kirchenpflege-Amts sind auf zh.ref.ch zu finden ([Link](#)).

gen im Gefolge des neuen Kirchengesetzes und der Kirchenordnung von 2009 belasten die Kirchenpflegen enorm und beschränken ihren Gestaltungsfreiraum, indem sie zunehmend zu Ausführenden genau vorgegebener Anweisungen (degradiert) werden. Dies ist mit ein Grund, dass nun Entlastungen im Zusammenschluss kleiner Kirchgemeinden und eine Professionalisierung der Verwaltung gesucht werden (Projekt ‚*kirchgemeinde plus*‘ als Antwort des Kirchenrates auf das Postulat Stäheli, welcher die Kirchensynode vom 18. September 2012 zustimmte). Die durchschnittliche Verweildauer in der Behörde Kirchenpflege ist 2010 erstmals unter 8 Jahre (2 Amtsdauern) gesunken. Ein seit 2002 steigender Anteil – heute inzwischen mehr als ein Drittel! – der personellen Erneuerung dieser Behörde erfolgt inzwischen *während* der Amtsdauer. Dies aus verschiedenen Gründen: einmal aufgrund der klugen Planung organischer Übergänge, damit der Wechsel im Wahljahr nicht zu gross wird. Andererseits aus Überlastung oder andern, meist privaten Gründen. Auch bei Spannungen oder Konflikten reagieren Kirchenpflegemitglieder heute schneller mit Rücktritt: ‚*Das brauche ich nicht in meiner Freizeit und meinem freiwilligen Engagement*‘, ist ein neuer, früher nicht gehörter Ton.

Behörden: Alle 4 Jahre ‚Blutauffrischung‘ und ‚Stören der Kreise‘

Viele Pfarrer und Angestellte könnten sich ihre Arbeit auch ohne Kirchenpflege vorstellen. Alle 4 Jahre neue Zusammensetzung: neue Menschen, die Wissen und Erfahrung aufbauen müssen und/oder Ideen einbringen, die man schon probiert hat etc. etc. Viele motivierte Neugewählte werden schon in kurzer Zeit vom bestehenden Team zu ‚*Realisten*‘ geformt. Umgekehrt gesehen sorgt die Blutauffrischung auch dafür, dass ein Team aus dem Trott seiner Kreise geweckt wird. Die Kirchenpflege vertritt die Interessen der Gemeinde, und das bringt auch Reibung mit sich. Diese kann frustrierend sein, aber ebenso sehr auch kreativ, Neues freisetzend. Ich staunte in den letzten Jahren, welche qualifizierte und engagierte Menschen sich nach wie vor in Kirchenpflegen wählen lassen. Dies ist ein nicht selbstverständliches, grosses Kapital der Zürcher Kirche.

Profilierung der Bezirkskirchenpflegen

Dies gilt auch für die zweite Behörde, die Bezirkskirchenpflegen (BKP): 1996 überlegte man sich, diese Aufsichtsbehörde, deren Mitglieder als Laien-Visitatoren tätig sind, analog den Bezirksschulpflegen abzuschaffen und, wie im Schulbereich, Inspektion und Aufsicht zu professionalisieren. Viele Stimmen plädierten in diese Richtung, da die BKP vielerorts nur noch ein Maurerblümchendasein fristete und Visitationsbesuche oft nur pro forma erledigten. Ruedi Reich entschied an einer Sitzung, die BKP als wichtiges volkskirchliches Element beizubehalten. Um nach diesem ‚A‘ auch ‚B‘ zu sagen, wurde 1997 ein ‚*Qualitätszirkel BKP*‘ initiiert, zunächst als zeitlich befristetes Projekt. Nebst dem Erfahrungsaustausch zwischen den 13 Bezirkskirchenpflegen wurden in diesem Gefäss – gemeinsam und von der Basis der Praktiker her – Instrumente zu Visitation und Aufsicht entwickelt: Checklisten und eine Wegleitung, die mit der neuen Aufsichts- und Visitationsverordnung 2011 in ein *Handbuch ‚Aufsicht und Visitation‘* integriert wurden.³⁰ Mit den erweiterten Aufgaben auf 2011 (Integration der Aufgaben der Bezirksräte) liessen sich – entgegen den Befürchtungen – sehr qualifizierte Mitglieder in diese neu positionierte Behörde wählen. Die Bezirkskirchenpflegen sind aus ihrem Dornröschenschlaf erwacht und heute ein wichtiges Gegenüber sowohl der Kirchgemeinden wie des Kirchenrates!

Gemeindeaufbau – Theorie und Praxis

³⁰ 2. nachgeführte Auflage Oktober 2012, zu finden auf zh.ref.ch ([Link](#)). Dieses Handbuch kann auch als ‚*Führungshandbuch der Zürcher Landeskirche*‘ gelesen und benutzt werden (Vorwort von Kirchenratspräsident Michel Müller).

Seit den 80er-Jahren reisst die Diskussion über Konzepte des Gemeindeaufbaus nicht ab. Angefangen von Fritz und Christian A. Schwarz und ihren 3 Bänden "*Überschaubare Gemeinde – Theologie des Gemeindeaufbaus*" (1980ff) bis zu Wachstums-Strategien mit Hilfe der Sinus-Milieu-Studie heute. Was dabei oft in Vergessenheit gerät, ist die *Umsetzung* der vielfach wiederholten Erkenntnis, dass die kirchliche *Komm-Struktur* (Angebote) heute eine *Geh-Struktur* (Aufsuchen der Menschen) werden müsse. Mein permanentes ‚Mantra‘ in der Behördenschulung war, dass alle Verantwortlichen in der Kirche – ob beruflich, ehrenamtlich oder freiwillig – 20% ihrer Zeit für das Kennenlernen, die Kontakte und die Beziehungspflege mit neuen Menschen verwenden sollten. Gemeindeaufbau beginnt nicht mit Konzepten oder raffinierten Software-Programmen, um Einladungen noch zielgruppengerechter aufzubereiten, sondern damit, auf Menschen zuzugehen. Vorzugsweise auf solche, auf die man normalerweise nicht unbedingt zugehen würde.

‚Landeskirchliche Evangelisation‘ = Abbau von Berührungängsten

Der Abbau von Berührungängsten sollte leicht fallen, wenn es bei diesem Kontakt nicht primär darum geht, den Menschen ein Produkt zu verkaufen oder zum vermehrten Besuch kirchlicher Veranstaltungen zu motivieren, sondern darum, Menschen kennenzulernen, ihnen ‚nahe zu sein‘ (Art. 5 KO). Und dies in einem tieferen Sinn zweckfrei. Einfach aus einem echten Interesse an ihnen und an dem, was sie beschäftigt, was sie vertreten, können und tun, aber auch, woran sie leiden, wonach sie sich sehnen. Im Kern: um Christus in ihnen zu begegnen. In den Jahrzehnten, die ich überblicke, waren immer wieder die Gespräche an Tagungen, Schulungen, Sitzungen schnell auf die **eine** Frage fokussiert: Wie könnten wir ‚wieder mehr Menschen in die Kirche bringen?‘. Diese Menschen sind damit unversehens auf künftig aktivere Konsumenten kirchlicher Anlässe reduziert und angesprochen. Und so, wenn auch auf subtile Weise, instrumentalisiert, nämlich (etwas direkt gesagt): als Verbesserer kirchlicher Statistiken. Aus *Subjekten* sind auf diese Weise – unbewusst und oft gegen die eigene Absicht – *Objekte* geworden. Es soll ihnen etwas vermittelt werden. Etwas, das sie offenbar noch nicht haben. Dass Menschen interessant sind, weil sie auch etwas haben, Wichtiges sogar: ihre Erfahrung und ihr Wissen von Gott und der Welt, gerät dabei aus dem Blick. ‚Aufsuchende Kontakte‘ zu Menschen anderer theologischer oder lebensweltlicher Milieus, in dieser Haltung und *face-to-face*, sind noch weitgehend Mangelware. Man bleibt lieber unter seinesgleichen, und müsste vermutlich tiefere Berührungängste überwinden.

Freude am Pluralismus!

Der Kirchenrat engagierte in den 80er-Jahren nach der freikirchlich geprägten Aktion ‚Jesus für alle!‘ den Schweizer Theologen und international tätigen Missionswissenschaftler Prof. Walter Hollenweger mit dem Auftrag, ein ‚Landeskirchliches Evangelisationskonzept‘ zu entwickeln.³¹ Hollenweger vertrat dabei einen ‚dialogischen‘ – im Gegensatz zum ‚monologischen‘ Ansatz. Und er ging auf Menschen unkompliziert und interessiert zu, und dies auf eindrückliche Weise, mit konkreten Aktionen in einigen Kirchgemeinden: Etwa, in dem er eine Zufalls-Stichprobe von Gemeindemitgliedern persönlich kontaktierte mit der Frage, ob die Ausgewählten bereit wären, an einem Gottesdienst und einer Auslegung eines biblischen Textes mitzuwirken. Die Angesprochenen reagierten in der Regel zunächst verwundert oder gar skeptisch auf die unerwartete Anfrage. Als sie merkten, dass Walter Hollenweger ehrlich an ihrer Meinung interessiert war und in keinerlei Weise Indoktrination oder Anpassung des Eigenen an irgend ein kirchliches Schema zu befürchten, sondern ein Austausch in freier Aufmerksamkeit beabsichtigt war, liessen sie sich in aller

³¹ Zu Hollenweger siehe Wikipedia ([Link](#)) oder seine Homepage www.wjhollenweger.ch ([Link](#)). Lohnt sich!

Regel dazu gewinnen. Es entstanden sehr eindrückliche Gottesdienste, in einem Geist des Lernens voneinander. Weshalb Hollenwegers Ansatz nicht aufgegriffen wurde, insbesondere von der Pfarrrschaft, ist mir bis heute noch ein Rätsel. Nicht jeder geht gerne auf Menschen zu oder ist ein neugieriges Kommunikationstalent wie das Unikum – im Kern: der *Menschenfreund* – Hollenweger. Ich erlebe jedoch oft auch eine Haltung, die gar nicht auf die Idee kommt, auf diese Weise auf Menschen zuzugehen. Die Lebendigkeit der Kirche ist nicht identisch mit, und begrenzt auf das kirchliche Gemeindeleben. Kirche lebt auch ‚extra muros‘. Dies ist eine Binsenwahrheit – ganz auf der Linie des theologisch schönen Art. 1 der Kirchenordnung –, und trotzdem wird sie von der kirchlichen Praxis oft nicht beachtet. In den Grundkursen für Kirchenpflegen wurde in den letzten Jahren zum Thema Gemeindeaufbau mit einem Text des Berner Pfarrers *Kurt Marti* eingesetzt: „*Meine Arbeit? Die eines Rutengängers, der die Gemeinde durchstreift, nach Quellen suchend, die ohne mein Zutun sprudeln, über deren Fassung, Nutzung wir allenfalls dann miteinander beraten.*“³² Pfarrerinnen und Pfarrer hatten bis im 19. Jahrhundert auch die ‚Musse‘ in ihrem Pflichtenheft. Nicht zum Müssiggang, sondern zu solchem Durchschlendern der Gemeinde und Kontakten mit den Menschen, insbesondere auch zu den *Schlüsselpersonen* in ihren verschiedenen Funktionen am Ort (in Politik, Gewerbe, Kultur, Behörden und Vereine etc.). Heute scheint niemand mehr Zeit für das Knöpfen und Pflegen solche Kontakte zu haben: Zahlreiche Sitzungen, unendliche Stunden vor dem Computer, grosse Hektik und permanente Belastung bis über den Rand hinaus scheinen die Zeit dafür komplett aufzufressen. Ich denke jedoch, dass sich hier eine Trendwende abzeichnen wird, und sich Menschen vermehrt nicht nur weiter via *social medias* austauschen werden, sondern sich wieder mehr Zeit für leibhaftige Begegnungen nehmen werden. Die Kirche der Zukunft wird jedenfalls, wo sie Bestand haben wird, viel mehr als noch heute ein Ort werden, „*wo sich die Menschen mit dem Reichtum ihrer Routen begegnen und austauschen*“ (*Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter*).

„Das Missverständnis der Kirche“

Emi Brunner unterscheidet in seinem gleichnamigen Buch von 1938 die Kirche als Institution (‚Kirche‘) von der unsichtbaren Kirche Jesu Christi (‚Ekklesia‘). *Patrice de Mestral* wies in den 80er-Jahren an verschiedensten Gelegenheiten und Orten auf ein Schlüsselzitat hin: „*Die Aufgabe der Kirche kann es also nicht sein, Ekklesia zu werden – das kann sie nie und nimmer –, sondern nur die, dem Werden von Ekklesia zu dienen und – das ist ein durchaus nicht selbstverständliches Minimum – es nicht zu hindern.*“ (S. 123)

Dieses „durchaus nicht selbstverständliche Minimum“ war mir – und ist vielen – immer wieder zu wenig. Im Lauf der Jahre ist meine Zustimmung zu diesem weisen Realismus gewachsen. Die Spannung bleibt jedoch, auch wenn das eigene Engagement bescheiden nur darauf ausgerichtet bleibt, dem Werden und sich Ereignen-Können von Ekklesia zu „dienen“. Kirche im Sinne der Ekklesia kann nicht geplant werden, zum Beispiel an einer Vorbereitungssitzung – und später dann gelebt: im geplanten Gottesdienst oder am Abend der Erwachsenenbildung. Sie findet immer statt oder nicht statt, auch an jeder Sitzung. Und mehr als Einbruch denn als selbst veranstaltetes Ereignis. Aber es ist ein grosser Unterschied, ob man für den ‚*Kairos Gottes*‘, der jederzeit stattfindet, offen ist oder nicht. Er kann nicht auf spirituelle 10 Minuten einer Andacht festgelegt werden, um nachher zu etwas anderem, den Sachtraktanden überzugehen. Ekklesia und Kirche als Institution sind sowohl miteinander verbunden (‚*ungeschieden*‘), und doch ebenso sehr ‚*unvermischt*‘, d.h.

³² Zugespielt vom Kirchenratsschreiber *Alfred Frühauf* 2010, und seither im Grundkurs als Basistext zum Thema ‚Gemeindeaufbau‘ verwendet.

voneinander zu unterscheiden.³³ Ein eigentlich unmögliches Unterfangen – das jedoch in der Sache selber liegt. Die reformierte Zürcher Kirche trägt dem nüchtern und in grossem Bewusstsein in ihrer Kirchenordnung – d.h. in ihrem Selbstverständnis – Rechnung, bis hinein in ihre Mitgliedschaftsregelung, die an keine andern Bedingungen (etwa an ein Bekenntnis oder die Taufe) geknüpft ist, als die Kirchensteuern zahlen zu müssen. Die Mitgliedschaft in der Kirche ist von der Zugehörigkeit zur Kirche Jesu Christi fundamental zu unterscheiden. Wenn es dieses Kirchenverständnis, wie es die Zürcher Kirche aufweist nicht gäbe, müsste man diese Kirche – die damit weltweit auch ein Unikum unter den reformierten Kirchen darstellt – erfinden!³⁴ Ich verdanke ihr viel. Gerade ihr Pluralismus hat meinen Glauben zur Vertiefung angeregt, und meine theologische Entwicklung nicht nur ermöglicht, sondern notwendig gemacht. Sie hat mich als Kirche umgekehrt mit allen Ecken und Kanten ertragen, aber auch herausgefordert, und in Allem mit dem Reichtum der in ihr vorfindlichen Vielstimmigkeit des Glaubens (um nicht erneut den Begriff des Pluralismus zu bemühen) beschenkt. Wer sich auf die Kirche einlässt, dessen Pelz bleibt à la longue nicht trocken – sei dies als Theologe oder theologischer Laie.

Hinkend unterwegs zum aufrechten Gang der Töchter und Söhne Gottes

Das berühmte ‚*unvermischt und ungeschieden*‘ der zwei Naturen Christi spiegelt sich auch im Kontrast der beiden Leitungs-Artikel 86 und 87 der Zürcher Kirchenordnung –, aber auch in jedem Menschen wider. Mit einer schlichten und gleichzeitig sehr tiefen Wahrheit beschloss der letzte Kirchenratspräsident Ruedi Reich sein Büchlein ‚*Ermütigung zum Glauben*‘ (2011): „*Religiöse Menschen hinken*“ ist der Titel des letzten Kapitels, aus welchem der Satz zitiert sei. „*Das Religiöse überhöht nicht einfach das Menschsein, sondern konfrontiert den Menschen erst recht mit dem Unvollkommenen, mit dem Leiden, mit der Schuld*“, und auch mit der eigenen „*Gebrochenheit des Menschseins, und gerade darin die Menschlichkeit zu entdecken*“ (S. 90 und 91). Auch die Kirche sei eine hinkende Grösse, sagt er im Weiteren, mit Blick auf ihre Vergangenheit und ihre Schatten, die bis heute belastend wirkten. Die Kirche bewegt sich hinkend zwischen ihren beiden Wirklichkeiten, sowohl eine Institution zu sein wie auch eine andere Gemeinschaft, ein Teil der universalen Kirche Jesu Christi. Und wie ein Pendel gehen Bewegungen und Trends mal mehr in die eine, dann wieder in eine andere Richtung. Als Robert Leuenberger, der theologische Beobachter und Berater der Zürcher Disputation 84, einmal an einer Session gefragt wurde, ob man nicht endlich zwischen den polaren Extremen die gesunde Mitte finden könnte und müsste, dachte er lange nach – und meinte dann: das hätte es wohl noch nie gegeben, es seien immer Bewegungen und Gegenbewegungen gewesen in der Geschichte, und dieses Ideal sei eine Illusion. Alles Leben ist polar: „*Das Leben kennt kein Gleichgewicht, sondern Spannung und Kampf*.“³⁵ Der international führende Religionsphilosoph Charles Taylor hat diese Bewegungen in seiner umfangreichen Christentums-Studie³⁶ im Einzelnen nachgezeichnet, indem er in grossen Bögen zeigt, dass jedes theologische und religiöse Korrektiv seine Einseitigkeit und Gefahr bereits in sich trägt, die schon bald und zwingend nach einem neuen Korrektiv rufen. Den Motor all dieser Bewegungen bringt wohl der ehemalige Pietist und Schriftsteller Peter Bichsel mit seiner For-

³³ Mit den beiden kursiv gesetzten Worten spiele ich auf die Zweinaturenlehre des Konzils von Chalcedon im Jahre 451 an, nach welcher Jesu Gottsein und Menschsein weder "getrennt" voneinander noch miteinander "vermischt" bestehen.

³⁴ Alleine schon diese offene Kirchen-Struktur ist missionarisch an sich!

³⁵ *Kirchenrat des Kt. Zürich (Hg.): Zürcher Disputation 84 – Ergebnisse (1986), S. 359.*

³⁶ *Ein säkulares Zeitalter (2009)*

mulierung auf den Punkt: „*Das Beste an der Kirche ist, dass sie diesen Jesus bis heute nicht los geworden ist.*“³⁷ Das ist das einzig Sichere, mit dem die Kirche rechnen kann. Und diese Unruhe wird die Kirche auf dem Weg, zusammen mit der Welt und ihren Menschen unterwegs zu sein auf das Reich Gottes zu, weiterhin bewegen und noch für manch weitere, noch unbekanntere Überraschungen sorgen, auf die man gespannt sein darf. Während viele der Meinung sind, wir würden in einer *nachchristlichen* Zeit leben, gibt es andere – René Girard und Eugen Biser zum Beispiel – die der Überzeugung sind, dass wir in einer Zeit leben, in welcher das Christliche sich in unserer Epoche in einer neuen, tieferen Gestalt formiert, welche die bisherige Kirchen- und Christentumsgeschichte als vielschichtig-spannungsvolles Vorspiel dazu erscheinen lässt: Es beginnen sich in den letzten 40 Jahren Umrisse eines tieferen Verständnisses dafür abzuzeichnen, welcher Impuls sich mit dem Ereignis von Jesus Christus seit nun bald 2000 Jahren in der Menschheit entfaltet, und wie er sich im Übergang zum 3. Jahrtausend konfiguriert.³⁸

„Kirche ist, wo man lernt, anders zu denken“ – Von der ‚Auferstehung des Judas‘
Anlässlich der Tagung ‚Zürcher Disputation 84 – Ernte wohin?‘ im November 1992, an welcher es um eine Bilanz des Ertrags dieses Reformprojekts ging, zog der ‚Cheftheologe‘ der D84, Prof. Robert Leuenberger, eine nachdenkliche Bilanz. Bereits während der 13 Sessionen der kantonalen Disputationsversammlung 1985/1986 hatte er den engagierten Kirchenerneuerern da und dort kritisch reformatorische Grundsätze und Eckpfeiler in Erinnerung gerufen.³⁹ Nach Abschluss der D84 initiierte Leuenberger eine Gruppe von Theologinnen und Theologen, um die aufgeworfenen Grundsatzfragen aufzugreifen und weiter zu bedenken. Diese war jedoch nach einigen – interessanten – Zusammenkünften versandet. Und auch zu den vom Kirchenrat der Kirchensynode im Mai 1987 an ihren beiden

³⁷ *Über Gott und die Welt – Texte zur Religion* (2009)

³⁸ Verwiesen sei in dieser Perspektive etwa auf die drei Bände von Eugen Rosenstock/Joseph Wittig: ‚*Das Alter der Kirche*‘ (1928) -, auf das bekannte Diktum Karl Rahners, das Christentum des 21. Jahrhunderts werde ‚*mystisch sein oder nicht sein*‘ -, sowie auf Eugen Biser: ‚*Einweisung ins Christentum*‘ (1997). Das Werk dieses Nachfolgers von Rahner auf dem ‚*Romano-Guardini-Lehrstuhl für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie*‘ in München liest sich wie eine Konkretisierung dieses Satzes: Biser zeigt darin – nebst seiner theologischen Kritik des real existierenden Christentums – faszinierende Perspektiven eines fundamentalen Gestaltwandels des Christentums im Hinblick auf seine Selbstwerdung auf. Biser ist sozusagen als theologische Ergänzung zu Taylors sozialphilosophischer Untersuchung zu lesen, ebenfalls das Buch des (eigentlich) Soziologen Hans Joas: ‚*Glaube als Option - Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*‘ (2012). Im Kern zeigt sich dieser Punkt darin, dass das **Christentum** nicht in erster Linie eine **Werte-Religion** darstellt, als die es in der breiten Öffentlichkeit und im kirchlichen Selbstverständnis weithin betrachtet und definiert wird, sondern eine **therapeutische Religion** ist. Diese Andeutung und der fundamentale Unterschied dieser beiden Verständnisse des Christentums müsste tiefer und breiter ausgeführt werden, was nicht im Rahmen dieses Rückblicks geschehen kann.

Zu René Girard – der auch schon als ‚Einstein der Theologie‘ bezeichnet wurde – sei an dieser Stelle nur auf sein Buch: ‚*Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz: Eine kritische Apologie des Christentums*‘ (Hanser 2002, Übersetzung durch Elisabeth Mainberger-Ruh) verwiesen. Seine Rezeption in die Theologie – neues Verständnis des Opfertodes Jesu und die Konsequenzen dieser Sicht – scheint mir am meisten ausgereift bei Wolfgang Palaver: ‚*René Girards mimetische Theorie im Kontext kulturtheoretischer und gesellschaftspolitischer Fragen*‘ (Wien, Berlin, Münster, 3. Auflage 2008). (Exzerpt erhältlich bei mir.) Eine Christologie im Gefolge von René Girards bahnbrechenden religions- und kulturhistorisch-antropologischen Studien zum Sündenbockmechanismus hat der katholische Theologe Raymund Schwager vorgelegt in: ‚*Jesus im Heilsdrama. Entwurf einer biblischen Erlösungslehre*‘ (2. Auflage 1996). (Online-Textauszug [hier](#).)

³⁹ Etwa in seinem Kommentar ‚*Auszug der Zürcher Disputation aus der Kirche Huldrych Zwinglis*‘ zur achten Versammlung vom 27./28. Juni 1986 in: *Zürcher Disputation 84 – Ergebnisse* (1986), S. 352ff.

ausserordentlichen Sitzungen zur Disputation 84 in Aussicht gestellte Klärung von Grundfragen (Bibelverständnis, Verhältnis von Wort und Erfahrung, Christologie, Bekenntnis etc) waren keine Anstalten zu erkennen, diese in Angriff zu nehmen. In seinem Votum stellte er fest, dass die D84 mit dem Anspruch angetreten sein, die Reformation zu erneuern, aber es müsse vielleicht konstatiert werden, dass es mit ihr in der Kirche vielleicht viel mehr zu einem ein Ende gekommen sei. Und er erinnerte daran, dass die Kirche nicht aus der Durchsetzung⁴⁰ guter Programme oder der Umsetzung „*vermeintlich ethischer Anweisungen Jesu lebt, - so kam es mir manchmal vor – sondern vielmehr aufgrund seiner Auferstehung von den Toten*“.⁴¹

Am Ende dieses Textes passt deshalb ein Hinweis auf das Titelbild und die Friedens-Ikone ‚*Die Auferstehung des Judas*‘ von *Josua Boesch*: Boesch, gelernter Goldschmid und Pfarrer, hatte das Pfarramt verlassen und sich schon einige Jahre als Eremit und Künstler in das italienische Einsiedler-Kloster Camaldoli zurückgezogen. Er hatte im Herbst 1986 nach dem Tryptichon ‚*Die Versöhnung von Kain und Abel*‘ diese seine 13. Ikone gestaltet und im Gepäck nach Zürich, als gleichzeitig die kantonale Disputationsversammlung an ihn gelangte für ein von ihm gestaltetes Symbol im Hinblick auf das von *Carl Friedrich von Weizsäcker* angeregte ökumenische Friedenskonzil, auf welches sie damit an einer geeigneten Stelle der Stadt Zürich hinzuweisen gedachte. Sie erkannte sich in dieser Ikone sofort selber darin wieder – zum Erstaunen von Josua Boesch, der von dieser Ikone selbst überrascht worden war und dachte, dass es noch Zeit brauche, bis deren ungewöhnliche Botschaft verstanden werde. Für die Disputation 84 war sie ein Spiegel dafür, wie engagierte Christinnen und Christen manchmal dazu neigen, ändern das rechte Verständnis des Evangeliums oder gar den Glauben abzusprechen, ja einander sogar des Verrats am Zentralen zu bezichtigen. Sie hatte das in ihren Debatten, sowohl in den Arbeitsgruppen wie im Plenum erlebt. Aber darin war auch gewachsen, nicht nur reden und den eigenen Standpunkt durchdrücken zu wollen, sondern auch aufeinander zu hören und dabei im ‚Gegner‘ schliesslich sogar eine wertvolle Bereicherung und eine Vertiefung und Erweiterung der eigenen Sicht zu erfahren.⁴²

Dieser Bericht soll deshalb mit dem bekanntesten Diktum *Robert Leuenbergers* anlässlich der Zürcher Disputation 84 schliessen, mit dem seine theologischen Kommentare zu den einzelnen Sessionen überschrieben sind: „*Kirche ist, wo man lernt, anders zu denken.*“⁴³ Das ‚*Unterscheidend Christliche*‘ (*Romano Guardini*) ist daran, sich in unserer Zeit, und erneut grundlegend und in globalen Wirkungszusammenhängen in- und ausserhalb der Kirchen, in eine neue Gestalt zu konfigurieren. Erste Konturen werden bereits sichtbar.

5. November 2012/Samuel Jakob (*Mit Dank an Peter Bernoulli für das Lektorat!*)

⁴⁰ „*Durchsetzenwollen ist das Gegenteil von Wachsen lassen, weshalb es auch in der Kirche nie ohne Anwendung von Gewalt geht. Gewalt hat verschiedene Gesichter, und das gefährlichste von ihnen ist das religiöse. Nichts auf der Welt hat so viel Unheil angerichtet wie die religiöse Gewalt, die in jeder Religion verborgen ist, auch in der christlichen.*“ *Bericht Leuenberger*‘ im Heft ‚*Zürcher Disputation 84 – Ernte wohin?*‘ (*Helferei Grossmünster 1992*), S. 8.

⁴¹ *Zürcher Disputation 84 – Ergebnisse (1986)*, s. 365

⁴² Im Band *Zürcher Disputation 84 – Ergebnisse (1986)* ist dazu eine Betrachtung anlässlich der letzten Plenarversammlung zu finden unter dem Titel ‚*Vom Disput zum Dialog: von der Auferstehung des Judas*‘ (S. 392ff, mit einer Abbildung der Ikone S. 395).

⁴³ *Zürcher Disputation 84 – Ergebnisse (1986)*, S. 327 ff.